

WERKMITTEILUNGEN

NR. 79 STAHL- UND RÖHRENWERK REISHOLZ GMBH · DÜSSELDORF-REISHOLZ



Gastarbeiter

Angehörige von 23 Nationen arbeiten in unserem Werk Vortrag von Dr. Maturi	86
Ludwig Rosenberg Am Anfang war die Tat	99
Karl Mohri Staatsbesuch	102
Höhere Leistungen — aber auch höhere Beiträge	109
H. Wächter Großalarm in Reisholz	114
J. Dederichs Ein Sonntagmorgen- Spaziergang in Reisholz	116

Angehörige von 23 Nationen arbeiten in unserem Werk

Dr. Maturi, der Betreuer der Gastarbeiter bei den Fordwerken in Köln, hielt auch in unserem Werk seinen vielbeachteten Vortrag über die Eingliederung ausländischer Arbeitskräfte in die deutsche Industrie. Dr. Maturi ist Italiener. Er lebt und arbeitet aber schon seit vielen Jahren in Deutschland und ist darum wie selten ein anderer geeignet, die Problematik des Zusammenlebens der Gastarbeiter mit den Deutschen zu erkennen und richtig zu beleuchten.

Die Eingliederung der ausländischen Arbeiter, die durch eine organisierte Anwerbung und Vermittlung nach Deutschland kommen, erfordert viele organisatorische, sachliche Formen, die über das Individuelle, das Persönliche, über das Menschliche oft hinwegsehen und hinweggehen. Der Schwerpunkt der Problematik in der Eingliederung der ausländischen Arbeitskräfte liegt meiner Meinung nach nicht in der Organisation, er liegt in der Begegnung zweier Mentalitäten, zweier Welten, er liegt in der Begegnung dieser nun über 1 000 000 ausländischer Arbeiter, die zu uns kommen und für die wir nicht die richtige Antenne haben. Wir können nicht über die Tatsache hinwegsehen, daß diese Menschen ganz allgemein aus sehr einfachen Verhältnissen kommen, aus sehr primitiven Verhältnissen. Sie müssen nicht nur die ersten Handgriffe am Arbeitsplatz lernen, sie müssen auch das ABC des gesellschaftlichen Lebens in Deutschland lernen. Gerade im Hinblick

auf die Gastarbeiter möchte ich sagen, daß wir völlig an der Problematik vorbeigehen, wenn wir uns nicht der großen Unterschiede bewußt sind, die zwischen uns und diesen Menschen aus dem Süden bestehen. Ich möchte das mit ganz großen Buchstaben über jeden Betrieb schreiben, vor allem für die Vorgesetzten: „Paß auf, diese Menschen sind ganz anders.“ Ich weiß, daß man heute in Deutschland nicht allein aus der Tatsache, daß man diese Leute braucht, sondern auch aus einer durchaus aufrichtigen Einstellung diesen Menschen nichts Böses will; man will sie im Grunde genommen gerecht behandeln. Der Gastarbeiter im Betrieb sucht den Kontakt. Er ist ein artiger, ausgeglichener Mensch, nicht ein Mensch, der mit dem Kopf durch die Wand geht. Er weiß, daß er in einem fremden Land ist und sich dementsprechend benehmen muß. Oft kommt ein Meister zu mir

und sagt, daß er sich nach bestem Gewissen um die Spanier, Türken, Italiener bemüht habe, die Leute aber einfach nicht verstehen könne, wie unlogisch sie wären. Er würde alle wie die Deutschen behandeln, aber er könnte ihre Mentalität nicht verstehen. Wenn man mit diesen einfachen Menschen am Arbeitsplatz fertig werden muß, dann ist es etwas ganz anderes, als wenn man ihnen am Strand der Adria, an der Costa Brava oder sonst irgendwo begegnet. Sie geben sich an ihrem Arbeitsplatz wie sie wirklich sind, wie sie sich zu Hause auch geben würden. Es entstehen Gegensätze, die wir imstande sind, zu überbrücken. Diese einfachen Menschen können das nicht. Sie explodieren. Sie merken, daß diese Logik nicht ihre Logik ist und daß diese Art zu denken nicht ihre Art zu denken ist, daß diese Art zu empfinden nicht ihre Art zu empfinden ist. Ich bin der Meinung, daß der Mittelpunkt des Interesses der Gastarbeiter der Arbeitsplatz

ist. Sie kommen, um Geld zu verdienen. Sie wollen sparen, und deshalb zielen ihre ganzen Bestrebungen dahin, eine möglichst optimale Situation am Arbeitsplatz zu erreichen. Der Arbeitsplatz ist der Mittelpunkt in ihrem Leben, dort suchen sie Kontakt. Sie finden noch nicht die Brücke zum Gesellschaftsleben in der Freizeit und konzentrieren ihre Aufmerksamkeit auf den Arbeitsplatz.

Die Deutschen haben noch nicht die Antenne zu diesen Menschen. Sie können diese Menschen nicht richtig begreifen, ihre Reaktionen nicht richtig deuten, ihre Worte und ihre Gedanken nicht richtig interpretieren. Man muß diese Menschen mit anderen Augen sehen. Ich brauche hier nicht zu sagen, warum und wieso diese Unterschiede so groß, so tief, so verwurzelt und so in Fleisch und Blut übergegangen sind. Man kann auf die geschichtliche Entwicklung zurückgreifen. Ich spreche gerne von der

Barriere der Alpen, die uns immer getrennt hat. Obwohl wir im Laufe der Jahrhunderte viele Kontakte gehabt haben, sind wir uns noch nicht so nahe gekommen, daß wir uns wirklich verstehen. Ich bin schon lange in Deutschland und beobachte die Reaktion meiner Landsleute und anderer südländischer Menschen, nicht nur der Arbeiter, sondern auch der Intellektuellen, Akademiker usw. Die Reaktion ist immer wieder die gleiche. Man fühlt sich hier nicht zu Hause, und ich möchte sagen, daß der Südländer sich in gewissen tieferen Dingen noch schwieriger anpaßt als umgekehrt der Deutsche. Ich spreche nicht nur von den Italienern. Durch meine täglichen Erfahrungen mit Türken, Griechen und Spaniern bin ich zu der Feststellung gekommen, daß die Ähnlichkeit der Mittelmeervölker unter sich viel größer ist, als ich dachte. Das ist vielleicht auch geschichtlich zu erklären. Das Mittelmeer hat diese Völker immer in Kontakt gebracht.



Direktor Best und Prokurist Kann im Gespräch mit Dr. Maturi (Mitte).

Ich habe bis jetzt von den großen Unterschieden ganz allgemein gesprochen. Wenn man mich fragen würde, worin der Hauptunterschied besteht, so würde ich sagen, in der größeren Sensibilität des Südländers. Mit Sensibilität ist nicht nur Empfindsamkeit oder Empfindlichkeit zu verstehen, sie ist ein ganzes Mosaik von Eigenschaften: Die größere Beeinflussbarkeit, die größere Unbeständigkeit, und, wenn man will, auch die größere Oberflächlichkeit; aber auch die Fähigkeit, schneller und tiefer zu reagieren, die Fähigkeit also, tiefe Leidenschaften, tiefe Überzeugungen – oder auch fixe Ideen in sich zu tragen. Diese Sensibilität zielt auf einen überspitzten Individualismus, eine äußerst subjektive Art, die Dinge zu sehen, zu betrachten, zu beurteilen hinaus. Sie ist eine Überbetonung des Persönlichen und im Gegensatz dazu eine fast pathologische Angst gegenüber allem, was gleich macht, was genormt ist, sachlich, hart und nicht zu durchbrechen ist, keine Ausnahme zuläßt, kurzum, was das Persönliche nicht berücksichtigt. Diese Sensibilität ist meines Erachtens die Hauptquelle aller Schwierigkeiten, die wir mit den Ausländern haben. Ich habe mir oft zu erklären versucht, was diese Menschen so geprägt hat. Man kann natürlich sehr viele Faktoren angeben, aber ich möchte mich auf einige beschränken.

Zunächst die klimatischen Verhältnisse. Ich möchte nicht die psychologischen Auswirkungen des Klimas herausstellen, vielmehr möchte ich die praktischeren Aspekte dieses Faktors „Klima“ erläutern. Ich denke jetzt ganz speziell an die Einstellung des Südländers zum Wohnen, an die Ansprüche, an das Leben. Der junge Mann, der eine Familie gründen will, braucht keine Ansprüche zu machen, er kann das ganze Jahr über im Garten etwas pflücken, die Kinder, wenn sie einen Fetzen um den Leib haben, sind schon gekleidet. Diese Menschen leben mehr im Freien als in der Wohnung. Der Deutsche empfindet in seinen vier Wänden ein Gefühl von Sicherheit, von Geborgenheit. Der Südländer versteht das alles nicht. Er versteht nicht die Wärme der Wohnung, er lebt eben mehr draußen als im Haus. Die geschichtliche Entwicklung der südländischen Völker hat zwar keine ausschlaggebende Bedeutung für ihren Charakter, wohl aber für ihre Einstellung gehabt.

Das Zusammengehörigkeitsgefühl, das uns alle trägt, ist bei ihnen noch nicht da, nicht in Italien, nicht in Spanien, nicht in Griechenland und nicht in der Türkei. Die Geschichte dieser Völker ist wie ein Mosaik von Ereignissen, die immer wieder neue fremde Herrschaften über diese Völker gebracht haben. Viele Beispiele lassen sich dafür bringen. Niemals haben sie sich in ihrer tausendjährigen Geschichte auf diejenigen verlassen können, die die Verantwortung im gesellschaftlichen Gefüge trugen. Deshalb betrachten sie jede Form von Autorität, von Gesetz, von Normen und Verordnungen als ein Mittel der Unterdrückung, und sie denken sofort, wie kann ich mich am besten frei machen, wie kann ich an den Dingen vorbeikommen. Sie mußten von klein auf kämpfen, sie mußten die Folgen dieses Mißtrauens am eigenen Leibe verspüren, und nun kommen sie

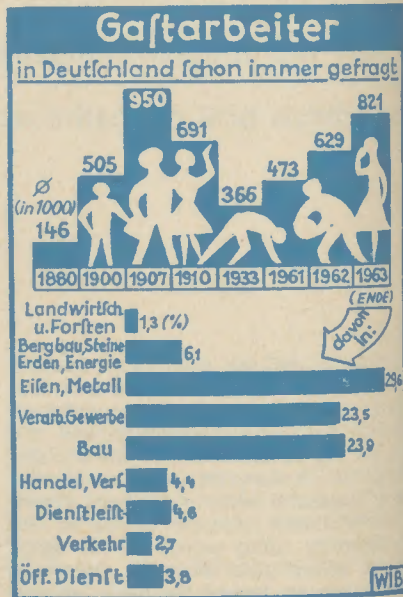
aus dieser Welt heraus, weil sie etwas anderes suchen.

Ich sprach zu Anfang von Individualismus, subjektiver Einstellung, Mangel an Sachlichkeit und Objektivität. Gerade aus den Voraussetzungen heraus, die ich eben geschildert habe, entsteht nun etwas, was der Deutsche nicht versteht: Eine ganz andere Einstellung zur Wahrheit und Gerechtigkeit. Für uns Deutsche ist die Wahrheit die Wahrheit, das heißt, etwas Objektives, das klipp und klar ist, an dem nicht zu rütteln ist. Der Südländer denkt anders. Er sagt: Eine Wahrheit, die für Dich und mich und alle gilt, das kann ja nicht die Wahrheit sein, denn wir sind alle verschieden, alle wie eine kleine Welt für sich. Er neigt in einer höchst subjektiven Ein-

stellung dazu, immer nach einer Wahrheit zu suchen, die für den einzelnen Menschen und für die ganz konkrete Situation stimmt. Er sieht in der absoluten objektiven Wahrheit nur einen Schrecken, sie ist schwer, fast unerträglich. Deshalb bemühen sie sich, um die Wahrheit herumzukreisen, sie wie eine Medizin in kleinen Tropfen zu verabreichen. Warum soll man sich die Dinge immer klipp und klar an den Kopf werfen? Außerdem muß jeder Mensch so intelligent sein, daß er die Wahrheit spürt, daß man sie ihm nicht klipp und klar zu sagen braucht. Und genauso ist ihre Auffassung von der Gerechtigkeit. Der Deutsche geht von einer Gerechtigkeit aus, die ganz objektiv ist. Er vertraut darauf und han-



Das kleinste Land hat den größten Gastarbeiter-Anteil: Jeder zweite in Luxemburg Beschäftigte ist Nicht-Luxemburger. Das größte Gastarbeiterproblem aber hat die Schweiz; rund ein Drittel ihrer Arbeitnehmer ist ausländischer Herkunft; das ist den Eidgenossen zuviel, weshalb der weitere unkontrollierte Zustrom gestoppt wurde. Weit geöffnet sind dagegen die deutschen Grenzen für Gastarbeiter; ihre Zahl überstieg im vergangenen Jahr eine Million; sie wird nur noch von Frankreich übertroffen.



Gastarbeiter waren in Deutschland schon immer gefragt. Das Schaubild zeigt die Entwicklung seit 1880 bis Ende 1963. Der Höhepunkt wurde vor dem Ersten Weltkrieg im Jahre 1907 erreicht mit 950 000 Beschäftigten (Jahresdurchschnitt). In der Saison 1964 wurde diese Zahl übertroffen mit einer Spitze von über einer Million Gastarbeitern.

delt danach. Wenn man dem Südländer von gerechten Preisen spricht, dann kann er nur lachen, denn gerechte Preise gibt es ja nicht. Sein Gesetz ist: Du sollst deinen Nächsten hereinlegen. Die Deutschen sind auch nicht anders, aber man soll es so tun, daß der andere es nicht merkt, und wenn er es merkt, dann so, daß er es als einen Dienst, als eine Freundlichkeit betrachtet, daß er bald wiederkommt.

Zwei Elemente seien am Schluß noch erwähnt: Die Familie und die Religion. Die Familie ist das Herz, die Burg des Südländers. In der Familie gilt das Gesetz des Vertrauens, der Solidarität. Da gelten die ungeschriebenen Gesetze, die Zusammengehörigkeit, einer für alle und alle für einen im wahrhaftigsten Sinne des Wortes. Es ist für uns Südländer – gestatten Sie mir diese Kritik – sogar für diejenigen, die bereits eine gewisse Erfahrung in der modernen Welt haben, erschreckend festzustellen, wie die deutsche Familie heute zersetzt ist. Der Südländer mag sich in seiner Familie streiten oder in leidenschaftlicher Form auseinandersetzen, aber im entscheidenden Augenblick hält man zusammen. Die Störungen, die durch eine alte Tante, durch kleine Kinder in einer Familie hier in Deutschland unerträglich wären, sind dort das normale, das Gesetz, man nimmt es in Kauf.

Trotz der konfessionellen Unterschiede zwischen Griechen, Türken und Katholiken sind all diese Leute aus dem Süden aufgrund meiner täglichen Beobachtung sehr tief religiös. Aber es ist eine andere Religiosität, ganz anders jedenfalls als die deutsche Religiosität. Der Deutsche sieht auch die Religion als einen neuen Komplex von Pflichten an. Der Südländer dagegen sieht sie mehr metaphysisch.

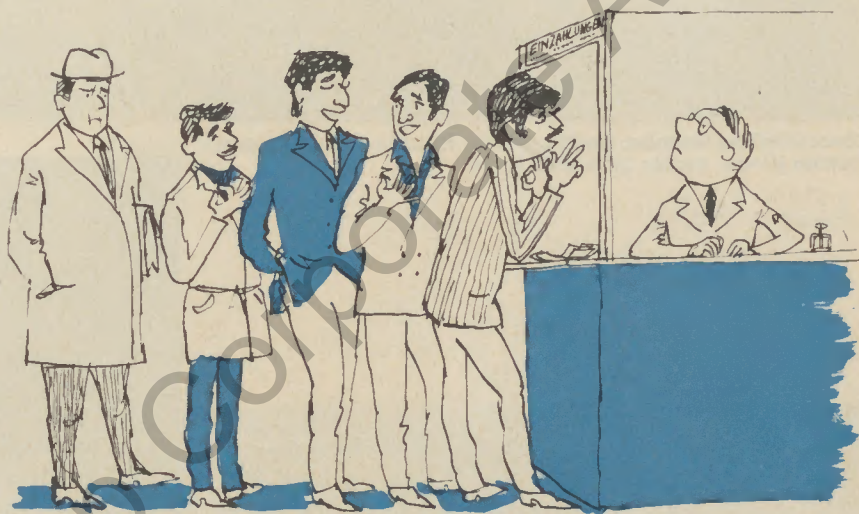
Er sieht die Grenzen des Menschen, die Schwächen des Menschen, und aus dieser Überzeugung kommt der religiöse Gedanke. Ich sprach vorhin von der Einstellung zur Gerechtigkeit. Der Südländer versucht immer, sich im Leben durchzukämpfen, zunächst durch seine echten Kräfte und Möglichkeiten, dann durch seine List, die seine größte Waffe ist. Und wenn die List nicht mehr ausreicht, dann greift er zu den geheimnisvollen Mächten, die jenseits des Menschlichen liegen. Da sieht er zunächst die Heiligen. Der Herrgott ist zu weit weg. Die Heiligen sind, so sagt er sich, auch Italiener, mit denen kann man handeln, man kann ihnen drohen und Bitten vortragen. Nirgends ist der Südländer so individualistisch und so undiszipliniert wie in der Kirche. Die Menschen hier in Deutschland werden von der jeweiligen Stimmung mitgezogen. Der Südländer nicht. Er singt nicht im Chor mit, er läßt sich nicht in Reih' und Glied aufstellen.

Aus all diesen Betrachtungen möchte ich eine Schlußfolgerung ziehen: Man muß diese Menschen persönlich behandeln. Das Gefühl, ich werde angesprochen, ist das erste, was den Ausländer frei atmen läßt. Vorher fühlt er eine Beklemmung, niemand schaut ihn an, niemand spricht ihn an. Wenn er das Gefühl hat, angesprochen zu werden, dann bricht das Eis und schmilzt das Mißtrauen. Dann wird auch die Anpassung leichter sein.

„Erster Klasse“ – und 17 Kinder

Freitag abend halbsechs. Düsseldorfer Bahnhofspostamt, Einzahlschalter. Vor mir in der Schlange drei Italiener, ein Spanier, Auslandspostanweisungen in der Hand. Der Schalterbeamte, sichtlich an diese Ausländerkundschaft gewöhnt, erledigt ihre Wünsche schnell, mit höflichem Lächeln, obwohl die Verständigung manchmal nicht leicht ist. In wenigen Tagen werden in Catania, in Alicante, in Abruzzendörfern die Geldbriefträger jubelnd begrüßt werden. Sehr viel Deutsch verstehen diese Gast-

ihrem Geld zu machen, was sie wollen: sie schicken einen großen Teil ihres Lohnes an ihre Familien. Es ist ihr Geld, nicht unseres. Wir haben ihnen dieses Geld als Gegenwert für ihre Arbeit bezahlt; für ihre Arbeit, mit der sie uns beim Bau von Häusern und Fabriken geholfen, mit der sie die Produkte hergestellt haben, die wir dann (und zwar mit Gewinn) verkaufen. Hätten wir unsere Gastarbeiter nicht, jetzt über eine Million, dann würde unsere Wirtschaftsmaschinerie in allen Fu-



arbeiter zum Glück wohl nicht, sonst würden sie von denen, die in der Schlange hinter mir stehen, einige Liebenswürdigkeiten in ihre „Affensprache“ übersetzen können. „Affensprache“ – ja, so nennt mein Hintermann ihre etwas ungelenen Erklärungen an den Schalterbeamten. Und andere steuern „wahre Geschichten“ bei:

„Ich sage Ihnen, ob Sie es glauben oder nicht: diese Lümmel fahren zweimal im Jahr auf unsere Kosten nach Hause. Immer erster Klasse. Und wir bezahlen das, wir, mit unseren Steuern.“

„Und die Muselmänner (diesen Ausdruck kennt er wohl aus dem Auschwitz-Prozeß), die Muselmänner, diese Mohammedjünger, die haben alle 17 Kinder, und die kriegen alle Kindergeld. Für alle Kinder. 17 mal 40, das sind ja allein 680 Mark für jeden. Und 50 000 Türken haben wir hier – rechnen Sie das mal aus!“ (Gemeint ist der Einzelfall eines türkischen Gastarbeiters, der in der Tat 17 Kinder hat und für 14 Kindergeld erhält.) „Diese Leute tragen unser ganzes Geld aus dem Lande. Sie sehen doch, wieviel sie wegschicken. Und so ist das an jedem Freitag. Millionen sind das.“

Tatsächlich – an jedem Lohnstag haben „die Leute“ die üble Gewohnheit, mit

gen ächzen und stöhnen, die Arbeit könnte nicht mehr getan werden, alle Produkte würden knapp, und da alles, was knapp ist, nach unverrückbaren Gesetzen von Angebot und Nachfrage im Preise steigt, würde die heute so harte D-Mark schnell so weich wie Butter werden.

Selbst wenn viele von uns, aus alter liebgeordneter Gewohnheit, auf Ausländer (und noch dazu auf so arme) herabsehen; selbst wenn sie nicht wahrhaben wollen, daß Gastarbeiter „auch Menschen sind“ (ist es nicht sehr freundlich von uns, das anzuerkennen?) – dann sollten wir aus Selbsterhaltungstrieb froh sein, sie hierzuhaben. Denn auch die Gastarbeiter, mögen sie ihr Geld nach Italien oder der Türkei, nach Griechenland oder Spanien schicken, ermöglichen es uns letzten Endes, daß wir uns den Kühlschrank oder die neueste Kamera kaufen können – und daß wir im eigenen Wagen ins Heimatland unserer heutigen Gäste fahren.

Nicht ohne dort lautstark zu betonen, wir hätten ja zu Hause auch einen Luigi oder Carlos oder Georgios als Nebemann im Betrieb, und wir liebten ihn sehr.

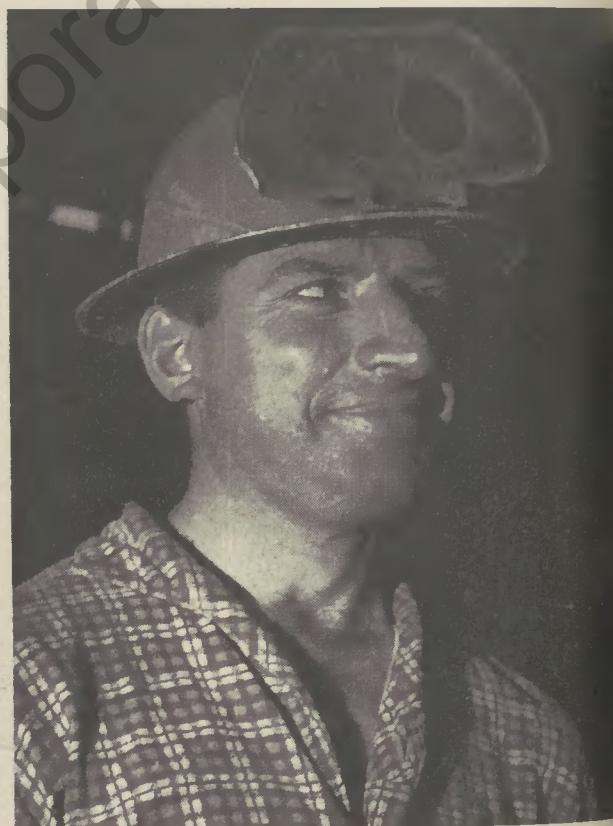
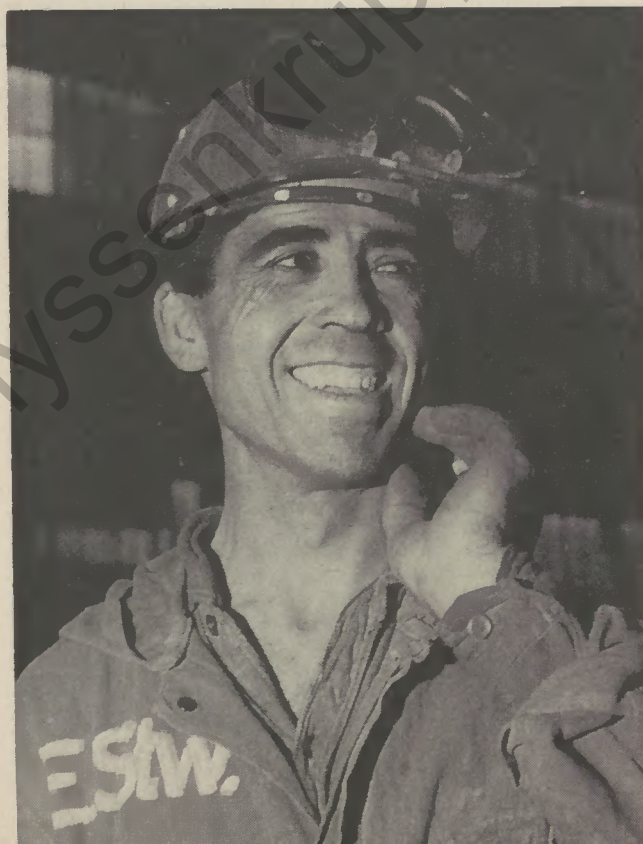
(So wie am Düsseldorfer Postschalter)

royce-press



Zwei fröhliche Spanier. Rechts im Bild Ricardo Orejudo. Seine beiden Kinder heißen Julia und Angel

Ricardo Orejudo *Julio Garcia Fuenfaja*
Valencia de Alena *Cristo 15.15*
Badajoz
in der Heimat
Kinder Julia Angel



Petavrakis Stergios und seine Frau — Griechen — arbeiten beide in unserem Werk

Παυράκης Στεργίου / 6263

Χρυσό Λόγος

Ρόδος

Η γυναίκα μου Στεργίου από Εργαστήριο

Immer fröhlich, immer arbeitswillig, immer hilfsbereit — der Türke Duran. Sein Onkel Haci — er ist einige Tage jünger als Duran — arbeitet auch in unserem E-Stahlwerk

Bei uns arbeiten zur Zeit:

Ägypter	1
Belgier	1
Engländer	2
Griechen	275
Holländer	16
Italiener	55
Iren	9
Iraker	3
Jordanier	12
Jugoslawen	8
Jamaikaner	1
Marokkaner	14
Österreicher	9
Rumänen	3
Spanier	97
Türken	12
Ungarn	1
Tschechen	1
Chilenen	1
Bolivianer	10
Haitianer	1
Portugiesen	1
Staatenlose	3
	536



Yorganei Cuma kommt aus der Türkei



Denitto Nicola stammt aus Bari, Italien. Er arbeitet im E-Stahlwerk



Schon seit 1960 arbeitet der Grieche Hatzis Stamatiu in Deutschland. Besonders stolz ist er auf seinen 1960 geborenen Sohn

Χατζησταμάτιου Σταμάτιος
Γεννημένος στις 1928
Το Έτος Γεννημένος 1928
Έχω Ένα Παιδί το όνομα
του έγραψα και το όνομα
του Σταμάτιος έγραψα και
σταμάτιο Ονομα το 1960
Έχω και τριάντα τριάντα χρόνια
Έχω Παιδί και και τριάντα
τρίαντα χρόνια

28.10.1933
Bari
Denitto Nicola

DENITTO Nicola



Klementsetsidis Kleanthis versteht sich gut mit seinen deutschen Vorgesetzten. In der untersten Zelle kann man sehen, wie „Stahl und Röhren Reisholz“ auf Griechisch geschrieben wird

Κελεντσετσίδης
Κλεάνθης
Σταμάτιος
Κλεάνθης
ΕΠΙΛΕΓ

Επί επιλογής για έργο.
και τα εργατήρια
στα-πο-εργ. Πρωτόκολλο

Janos Anor kommt aus Jordanien. Er ist seit drei Jahren in Deutschland

JAMOS ANOR



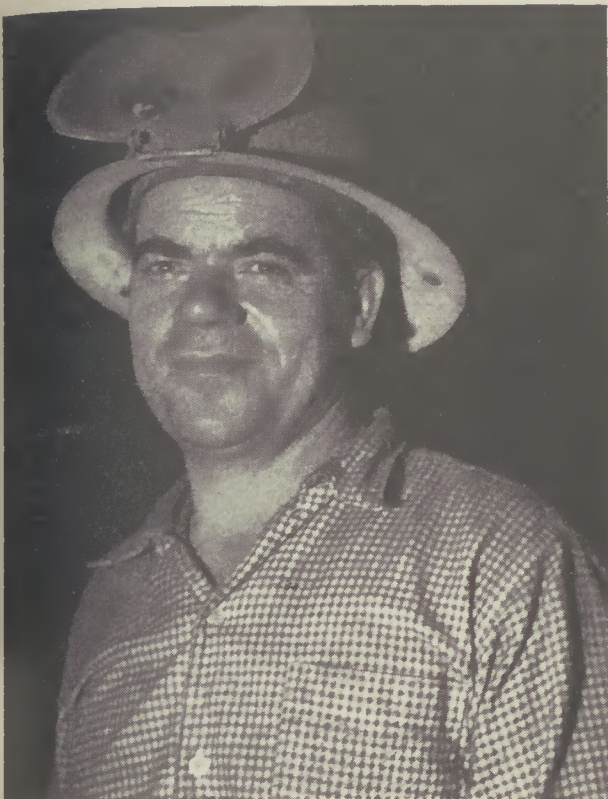
Der fröhliche Marokkaner Chemla. Mehr als seinen Namen konnte er nicht schreiben.

Handwritten signature in blue ink.



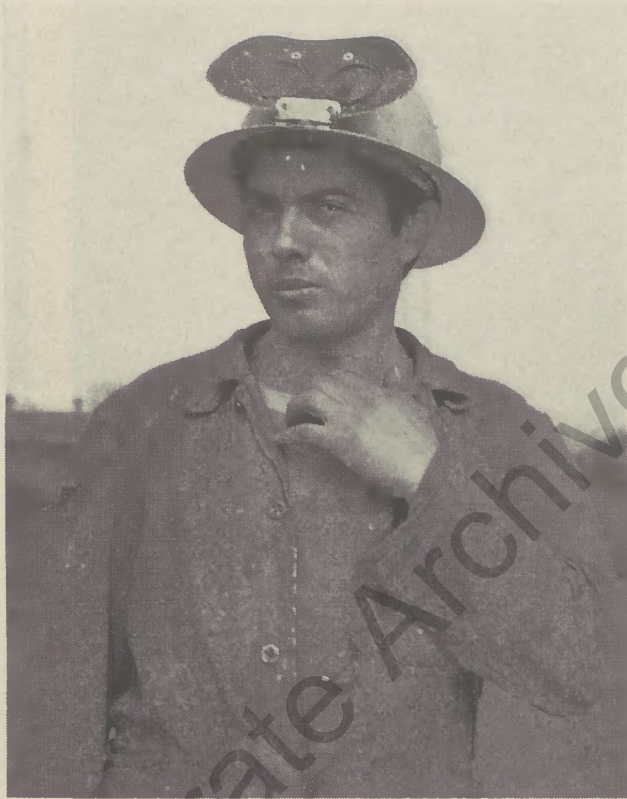
Djordjevic ist Jugoslawe, nahe bei Belgrad geboren. Er ist gelernter Schlosser und seit 1960 in Deutschland. 1963 kamen seine Frau und seine beiden Kinder nach. Er strengt sich mächtig an bei der Arbeit. Die Schrift unten ist kyrillisch

Handwritten text in Cyrillic script:
 Дорђевић Ђ. Јосифовић
 рођен 11.10.1928 год. у Београду
 Стари Београд у оклопној 21
 у Београду одслужио војску 2 год.
 у војној школи Београд-Врбање
 НЧЕ у Немачкој се налази
 од 1960 а са породицом
 од 1963



Waikos Georgios kommt aus Kawalla, wo der gute griechische Tabak wächst

Γεωργίου Γεωργίου
 Α. Καβάλα
 Έλλάδα



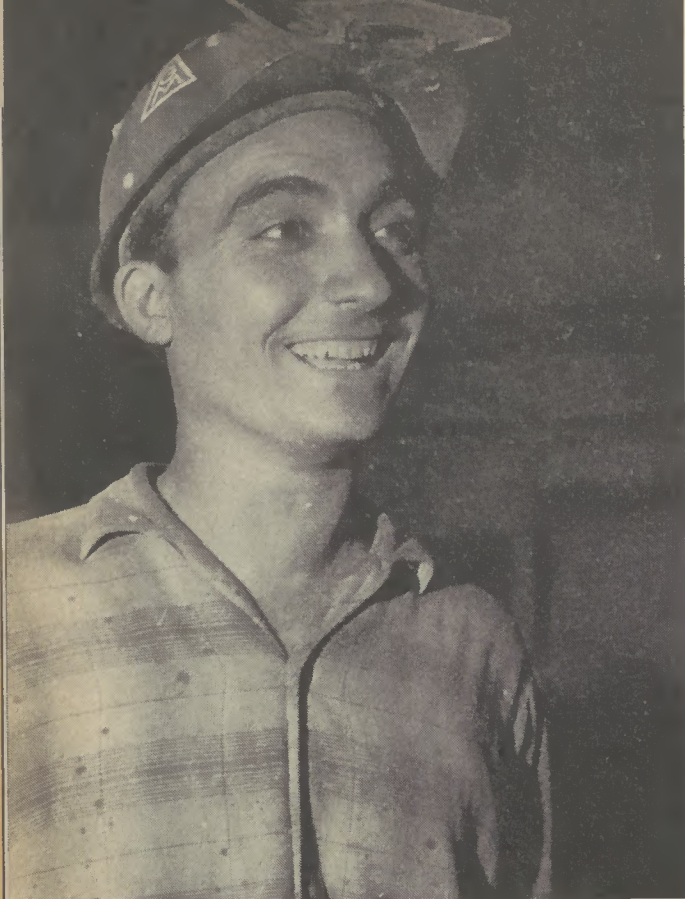
Giacumbo Leonardo Antonio, Italiener, gelernter Maurer, ist seit 5 Jahren in Deutschland

Giacumbo Leonardo A.
 Via Petrucci N. 3
 Genova
 Italia
 io sono un maestro
 muratore iscritto
 5 Anni in Germania

Der junge Grieche Kitsopanidis

ΚΩΣΤΑΝΤΙΝΟΣ ΚΙΤΣΟΠΑΝΙΔΗΣ
 Νάξος 16αία 91.





Rizzo Giovanni, ein munterer Italiener aus Taranto



Sioutas und Kavourmatzidis kommen aus Griechenland

Handwritten:
 Sioutas
 Kavourmatzidis



Mohammed, Sohn des Mohammed Ado, ist Marokkaner. Er hat eine Frau und vier Kinder. Er arbeitet, wie man unten lesen kann, im Betrieb 25 — bitte von rechts nach links lesen — und hat die Arbeitsnummer 3 373. Seine Wohnung: Am Schönkamp 130, Düsseldorf 4 Reisholz

Handwritten in Arabic:
 محمد بن محمد أودو المراكشي رقم الورقة الشغل 3373

Handwritten in Arabic:
 بيتي رقم 130

Handwritten in Arabic:
 السلطان دوسيلوف ريسهولز

Handwritten in Arabic:
 امشونينغلام 130

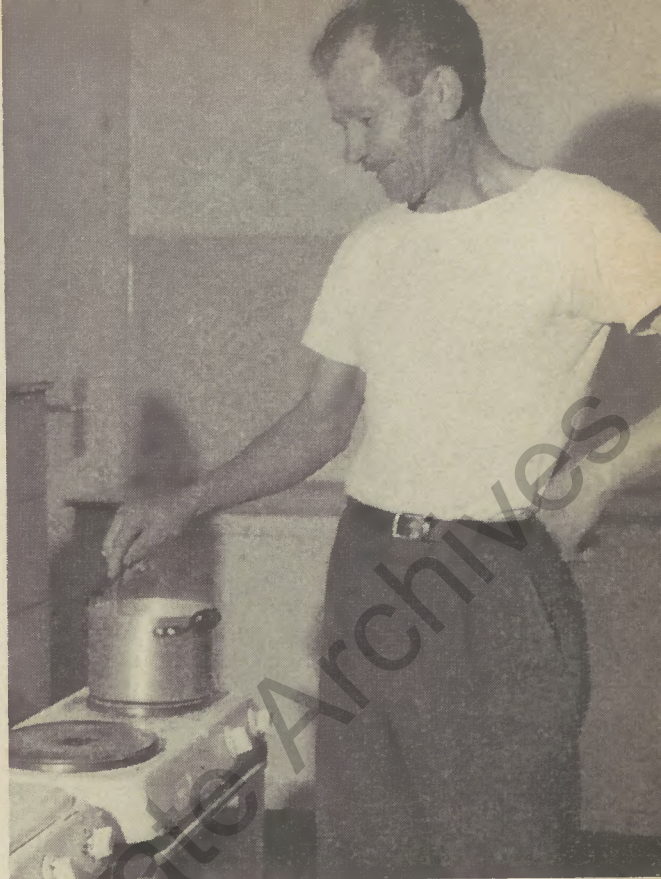


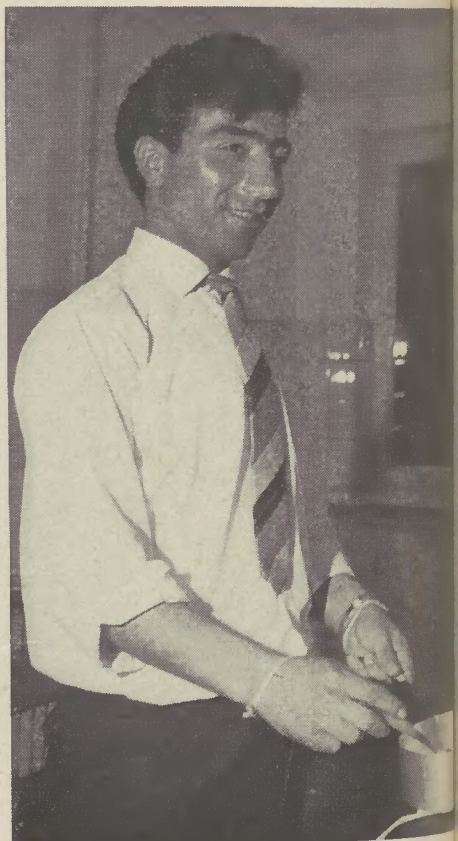
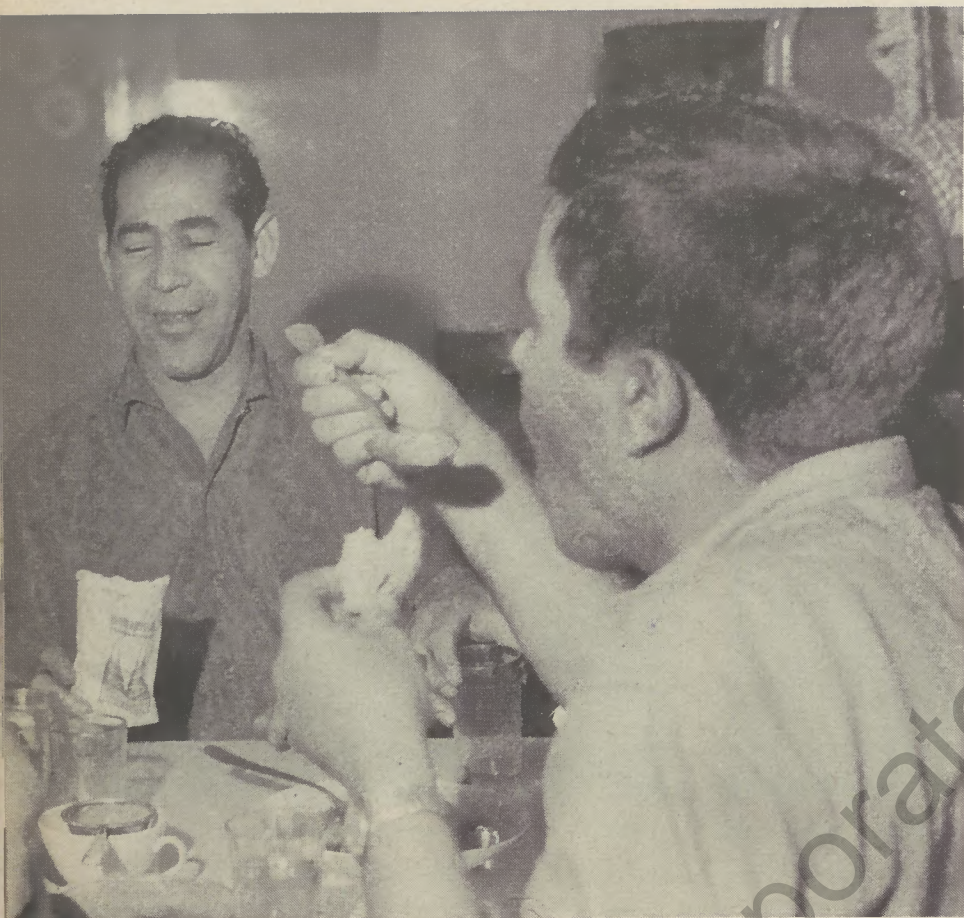
Victor Fernandez kommt aus Santa Cruz in Bolivien, Südamerika. Er spart für sein Maschinenbaustudium

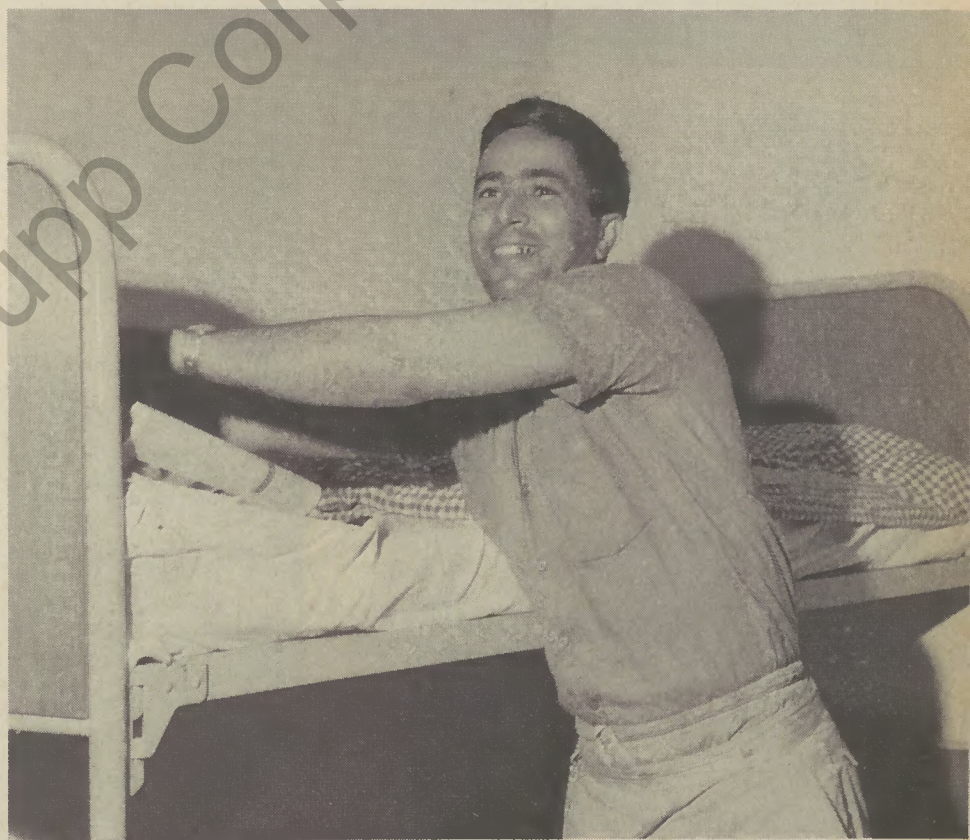
Handwritten:
 Victor Fernandez D
 Bolivia
 Av. Dorosi N° 125
 Santa Cruz

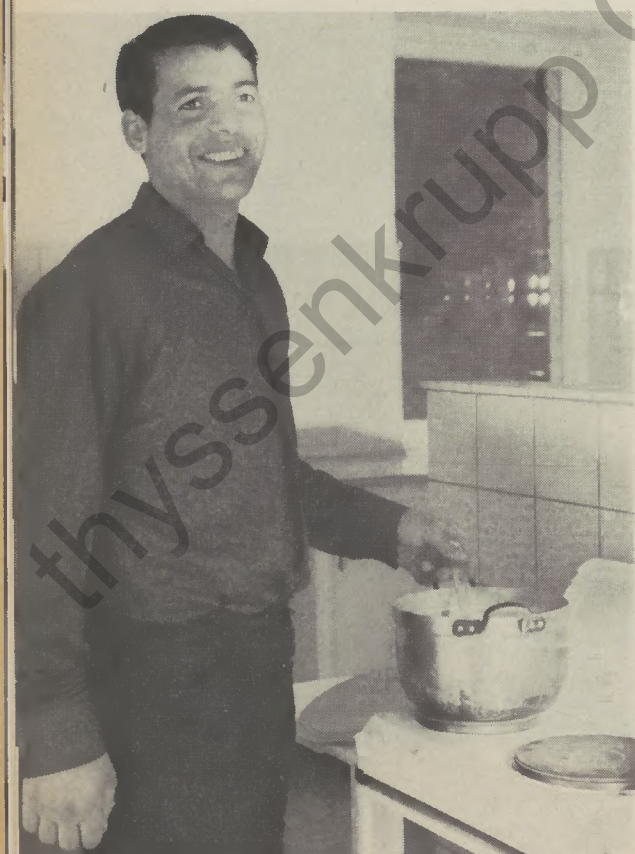
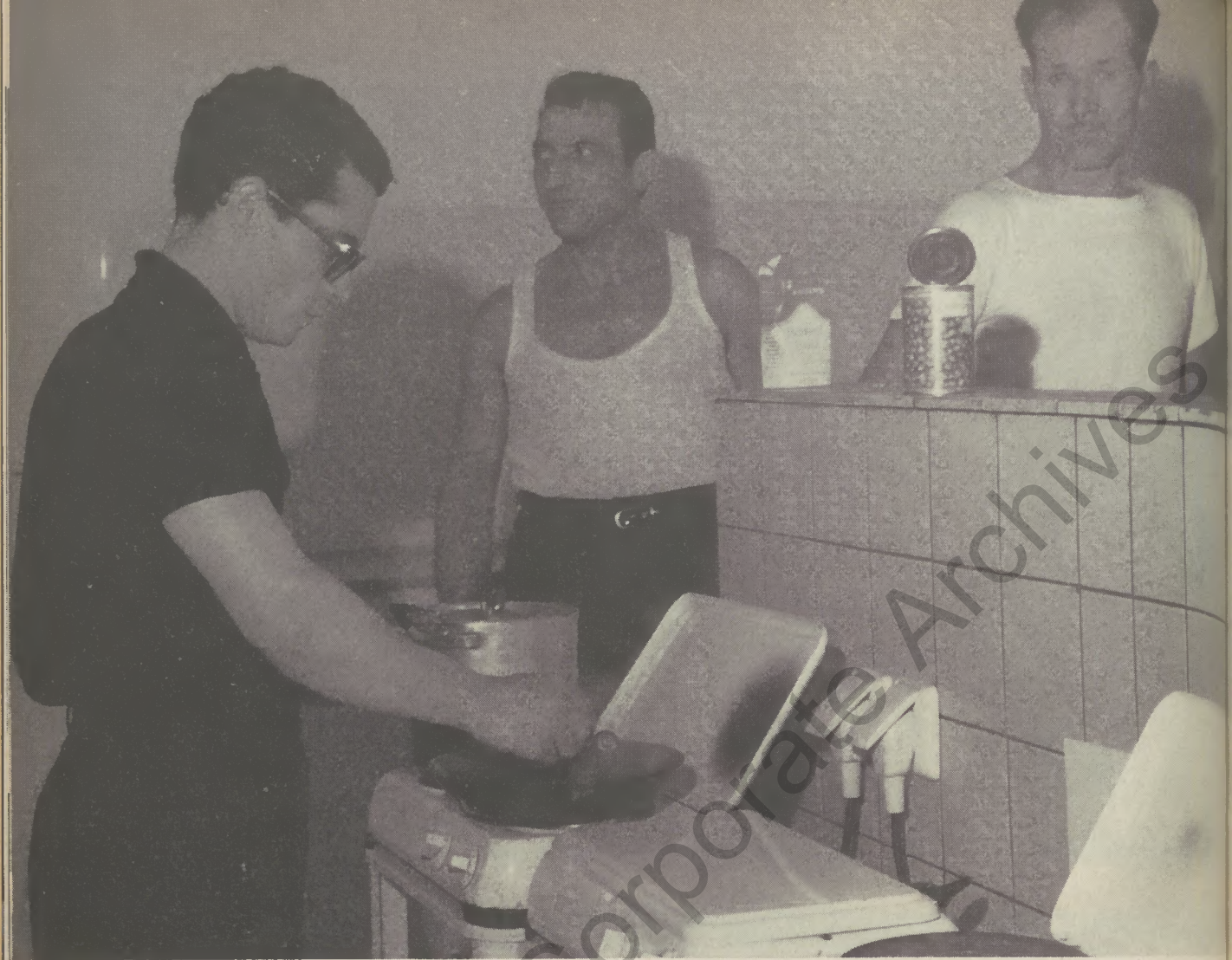
Handwritten:
 Yo estoy 8 meses en Alemania
 y deseo estudiar Ingeniería mecánica
 por sole molisto, ahora trabajo, para
 desahogar poder estudiar mis estudios.

In den von unserem Werk errichteten Heimen
haben sich die Gastarbeiter gut eingelebt









Am Anfang stand die Tat

Und so hat es begonnen: In der Zeit tiefster Not und größten Elends — nach der furchtbarsten Niederlage und schrecklichsten Zerstörung erging der Ruf nach Solidarität. Schauspieler in Hamburg baten Bergarbeiter im Ruhrgebiet: Helft uns, damit wir das Theater heizen und wieder spielen können. Und die Bergarbeiter halfen. Das Spiel konnte beginnen. Im nächsten Sommer — es war 1947 — kamen als Dank für diese Hilfe die Hamburger Schauspieler an die Ruhr und spielten vor den Bergleuten in Recklinghausen. So war der Beginn der Ruhrfestspiele!

Ein eigenartiges, ein einzigartiges, ein ungewöhnliches Ereignis! Der Bergmann unter Tage — der, dessen Arbeit ihn in Dunkelheit und Staub, in harter und gefährlicher Verbindung mit den Elementen festhält — er schafft die materielle Grundlage dafür, daß das Edle, das Erhabene, das Schöne und Heitere möglich wird. Mehr als alle Worte, großartiger als alle Proklamationen hat diese Tat, die am Anfang der Ruhrfestspiele stand, den tiefen Sinn dessen offenbart, was diese Menschen und diese Bewegung seit ihren ersten Tagen beseelt: Die Sehnsucht zum Menschsein, die Liebe zum Schönen, der Drang zum Licht.

Und seit jenen Tagen ist immer und immer wieder in weisen Reden und klugen Diskussionen die Frage gestellt und beantwortet worden, die da lautet: Was hat die Gewerkschaftsbewegung mit der Kunst zu tun? Was hat die Arbeiterschaft mit Kultur zu tun? Warum Festspiele im Ruhrgebiet? Und es ist dargetan worden, warum. Und es ist erklärt worden, wieso, und es ist bewiesen worden, wozu. Und alles, was da gesagt und geschrieben wurde, ist wahr und alles ist richtig. Die vielfältigen Aspekte dieser Fragen wurden und werden immer wieder erforscht und erklärt und in beachtenswerten Darlegungen das Beachtliche gesagt.

Selten aber wird davon gesprochen, was im Tiefsten und im Ungreifbaren diesem äußeren Geschehen zugrunde liegt. Selten wird davon geschrieben, was im Entscheidenden das eigentliche Motiv ist, das die Menschen und das die Gewerkschaften bewegt, so zu denken und so zu handeln, daß dieses möglich wurde. Gewiß: am Anfang stand die Tat. Aber was war es und was ist es, was zur Tat führt? Was hat Menschen und Gewerkschaften dazu geführt, so und nicht anders zu handeln? Was war und ist die Quelle, aus der die Tat entspringt?

Hier sind sie: Menschen, die in harter Arbeit um ihren Lebensunterhalt wirken, Menschen, die Tag für Tag — in

Fabriken und Büros — in Bergwerken und an Werkbänken, im Dunkel der Schächte und vor der Glut der Hochöfen tätig sind, um sich und den Ihren die materielle Basis für die Existenz zu schaffen. Hier sind sie: Menschen, die produzieren und planen, die konstruieren und bauen, die Städte erstehen lassen und Wohlstand schaffen, die lernen und streben, die die materielle Welt um uns verwandeln, die Wunder der Technik erfinden und bedienen und die Elemente den Menschen dienstbar machen. Hier sind sie: Gewerkschaften, die in der Arbeit und im Kampf eines Jahrhunderts aus dem Arbeitssklaven eines Obrigkeitsstaates den Bürger einer freien demokratischen Ordnung schufen, Gewerkschaften, die aus der Fron der Arbeit und kargem Lohn die neue Zeit der Arbeitswelt unserer Tage schufen. Aus den Entrechteten die Mitbestimmenden! Hier ist sie: die Bewegung wozu, in Bewegung wohin?

Was ist es, was diese Menschen und diese Gewerkschaften bewegt? Was ist der Motor, der sie vorwärts treibt? Ist alles das, was wir schufen, ist alles nur dem Materiellen verhaftet? Gilt es, nur weniger zu arbeiten, mehr zu verdienen? Ist es unser Ziel, etwas zu haben, um etwas zu gelten? War das das Motiv jener Bergarbeiter, die Kohle freiwillig förderten, damit in Hamburg die Theater spielen konnten — in einer Zeit, da Millionen Menschen in kalten fensterlosen Ruinen froren? War das der Grund, weshalb Schauspieler zu den Bergleuten kamen und ihnen in dürrig hergerichteten Hallen ihr Kunst darboten — zu einer Zeit, da Millionen Sorge hatten, das tägliche Brot zu finden? Hier, meine Freunde, finden wir die Antwort — die letzte und die einzig gültige Antwort auf die Frage, die immer wieder zu Beginn der Spielzeit der Ruhrfestspiele gestellt wird. Es ist die unsterbliche Sehnsucht der Menschen nach dem Schönen, dem Edlen, dem Guten, die stärker ist als materielle Not, die am stärksten ist in materieller Not. Das war es, was auch Hans Böckler bewegte, den unvergeßlichen Schöpfer der neuen Gewerkschafts-Bewegung und Mitgründer der Ruhrfestspiele.

Wer im Schatten wandelt, strebt zum Licht! Wer in Not lebt, sucht die ewig gültigen Rechte! Das wahre Menschentum als letzter Sinn des Lebens ist tiefste Wurzel allen Tuns, das diese Gewerkschaften schuf, das sie seit Anbeginn vorwärtstreibt, das sie bewegt, das sie erst zur Bewegung macht. Nicht Regelung der Arbeitsbedingungen, nicht höherer Lohn und soziale Sicherheit sind das Ziel, — wahres reines Menschentum ist das Ziel — das andere ist nichts als Voraussetzung dafür, Mensch zu sein.

Alles, was wir schufen, alles, was wir tun, dient nur und allein diesem unsterblichen Ziel, das so alt wie die Sehnsucht der Menschen ist, das so lange unerfüllt geblieben ist, wie es Menschen gibt. Das Ideal einer gerechten, schönen, friedlichen Welt, einer solidarischen Menschheit in Glück und Verantwortung, — das ist auch die Antwort auf die Frage: was haben Gewerkschaften mit Kultur und Kunst zu tun?! Weil ohne Kultur und ohne die Gnade der Kunst wahres Menschentum unmöglich ist. Denn nirgendwo findet die ewige Sehnsucht der Menschheit

besseren und schöneren Ausdruck als dort, wo der Geist des Menschen ohne Frage nach materiellem Gewinn dem Edlen und Schönen, dem Wahren und Rechten zustrebt. Nirgendwo findet das Streben zur Vollkommenheit schöner und ergreifender Ausdruck als in den Werken der Denker und Dichter.

Sie, die begnadeten Seher der Menschheit, lehren uns das Gute zu erkennen, das Böse zu verstehen, den Weg zu finden. Das Theater als moralische Anstalt ist in Wahrheit das Gericht über unser Gewissen. Das Wort des Dichters, der großartige Appell an die Seele. Ob in der Form der griechischen Tragödie, ob in den Rhythmen des klassischen Dramas, ob in der Sprache unserer Zeit, ob ernst oder heiter, ob in den unsterblichen Klängen der Musik oder den Werken der darstellenden Kunst — es ist die Stimme des unwandelbar Wahren und Edlen, der Aufruf zur Verantwortung, der Spiegel unserer Schuld und unseres Versagens, das an das Innerste unserer Seele und an die Kraft unserer Vernunft appelliert. Es ist ein immer wiederkehrender Aufruf, zu begreifen, was es heißt, Mensch zu sein, frei zu sein, gerecht zu sein, Bruder zu sein, und diese Erde besser, schöner und glücklicher für alle zu machen.

Das ist es, was die Gewerkschaften und die Arbeitnehmerschaft seit Anbeginn mit Kultur und Kunst verbindet. Das ist es, was beiden gemeinsam ist: die heilige Verpflichtung zum wahren Menschentum! Aus ihr entspringt die Quelle der Solidarität, die sich in jedem Jahre unter jenen Umständen so wunderbar bewährt. Aus ihr entspringt unsere Liebe und Hingabe an die Kunst, unsere offenen Herzen, unsere Bereitschaft zu opfern.

Nicht ein gesellschaftliches Ereignis ist es, wenn wir Festspiele besuchen; nicht ein vernobtes Dabei-Sein-Wollen; nicht eine Demonstration des Sich-Verpflichtet-Fühlens. Diese Menschen sind bereit, sich durch das Erhabene erheben zu lassen, über den grauen Alltag, über das Materielle, über den Dreck und das Übel zur Hoffnung und zur Tat für das Gute und Schöne, daß es endlich wahr werde. Diese Bewegung ist bewegt von den Träumen der Dichter, von den Idealen der Denker; und sie will hier und dadurch Kraft und Mut finden, den rechten Weg nicht zu verlieren — trotz aller Widerwärtigkeiten des Alltags.

Diese Gewerkschaften wissen, daß es not tut, in dieser Welt mit den Füßen auf dem Boden zu bleiben, aber daß alles sinnlos ist, wenn man dabei die Sterne aus den Augen verliert. Daß es keinen Sinn hat, immer nur vorwärts zu eilen und nicht zu wissen, wohin und wozu. Daß alles sinnlos wird, wenn alles Tun und Handeln nicht unter einem höheren, größeren, umfassenderen Ziel steht: wahres Menschentum.

Denn wichtiger als alles ist der Mensch. Kunst ist nicht schönes Spiel, edler Zeitvertreib; Kunst ist nicht nur Unterhaltung und Ablenkung. Und wenn der Dichter sagte: „Man rettet gern aus trüber Gegenwart sich in das heitere Gebiet der Kunst, und von den Kränkungen der Wirklichkeit sucht man sich Heilung in des Dichters Träumen“ — so meinte er gewiß nicht die Flucht aus der Verantwortung, das Sich-Betäuben und Vergessenwollen.

Im heiteren Spiel wie auch im ernsten



Mutter Courage: In erschütternder Eindringlichkeit brachte Lotto Lenya die Sinnlosigkeit des Krieges zum Ausdruck



Wort steckt tiefste Wahrheit und Erkenntnis — und selbst der Narr im Spiel hält uns den Spiegel unserer Unzulänglichkeiten vor, die es zu erkennen gilt, um sie zu überwinden. In der Schönheit oder Furchtbarkeit mahnt uns der Künstler an unsere Verantwortung zum Menschentum. In der edlen oder gemeinen Sprache greift er an unser Herz. So wie er uns zeigt, so sind wir — und wie er uns aufruft, so sollten wir sein. Und darum ist es keineswegs verwunderlich, daß diese gemeinsame Aufgabe, diese gemeinsame Sehnsucht uns zueinander führt, gestern und heute und in alle Zukunft. Die Kunst und jene, die ihrem materiellen Leben und Tun einen höheren Sinn geben wollen. Nicht nur für sich, sondern für alle! Darum war es nicht erstaunlich, daß sich damals jene Bergarbeiter dem Ruf nicht verschlossen; darum war es nicht überraschend, daß ihre Organisationen — die Gewerkschaften — diesen Ruf aufnahmen; darum war es selbstverständlich, daß sie sich nicht abkapselten, sondern mit allen anderen, die guten Willens sind, gemeinsam diese Ruhrfestspiele und dieses stolze Haus schufen, das wir heute einweihen.

Denn gerade in unseren Tagen — so glauben wir — ist es mehr als in jenen Jahren notwendig, die Menschen nicht vergessen zu lassen, was ihre wirkliche Aufgabe ist. Gerade heute scheint der Sinn des Lebens in Gefahr, verschüttet zu werden unter Äußerlichem, unter Vergänglichem, unter so leicht Verlierbarem. Die Wertskala, die leider auch von Verantwortlichen in dieser Zeit dem Volke vorgestellt wird, wird mit einer verhängnisvollen Ausschließlichkeit nur auf das Materielle beschränkt. Dabei geht das gerade in unserem Volke durch die jüngste Vergangenheit verkümmerte Verantwortungsbewußtsein des Bürgers in einer freiheitlichen Gesellschaft nur allzu leicht verloren. Die Orgie der Produktionsziffern, das „Haste was — biste was“ — Denken, das obrigkeitlich gefördert wird, läßt alle Forderungen als unvernünftig erscheinen, die sich um den Menschen, seine Verantwortung, sein wahres Glück und seine Verpflichtung gegenüber seinem Mitmenschen bemühen. Nur was in Geld und Ware zu berechnen ist, scheint als Wert anerkannt zu sein.

Wir alle sollten uns dieser Gefahr bewußt sein. Wir alle sollten wissen, daß alles, was wir erreichten, davon abhängt, welchen Sinn und Inhalt die Menschen ihrem Leben geben. Sie zu diesem Inhalt hinzufügen, sie über den Sinn des Daseins nachdenklich zu machen, ist auch Aufgabe der Ruhrfestspiele. Ist auch Aufgabe dieses neuen Hauses, das ein Tempel der Musen und eine Stätte der Menschlichkeit sein soll in einer Welt, in der uns überall die Leistungen der Technik zu ersticken drohen, in einer Welt, die in furchtbarer Weise unter Beweis stellt, daß der Mensch ziellos inmitten seiner Wunderwerke, verzweifelt inmitten seiner Schöpfungen, in dauernder Furcht inmitten aller technischen Vollendung den Sinn des Lebens zu verlieren scheint. Mögen die Musen, denen dieses Haus geweiht ist, uns helfen, die Wahrheit zu erkennen, das Rechte zu sehen, den Weg zu finden, aus den Künsten der Kunst zu erlernen, Mensch zu sein und diesem Leben seinen wahren Sinn zu geben.



Der italienische Staatspräsident Saragat und Baron Thyssen-Bornemisza

STAATSEMPFANG

Wenn Besuch kommt, wird die Wohnung auf Hochglanz poliert. Das verlangt das Ehrgefühl jeder richtigen Hausfrau. Kann man es uns Männern verargen, wenn wir ebenso denken?

Wenn es sich nun um hohen, ja, um allerhöchsten Besuch handelt, so kann man verstehen, daß sich in Reisholz einiges tat. Am 9. Juli wollte Seine Exzellenz, der Präsident der Italienischen Republik, Herr Guisepppe Saragat, mit zahlreichen Delegationsmitgliedern unser Werk besuchen. Die Bedeutung dieses Ereignisses wurde einem noch besonders vor Augen geführt durch die Anmeldung von über 60 Foto-, Film-, Fernseh- und Zeitungsreportern, die von allen Kontinenten gekommen waren, um den Präsidenten bei seinem Deutschlandbesuch zu begleiten. Reisholz würde für 60 Minuten im Blickpunkt der Weltöffentlichkeit stehen!

Das große Reinemachen begann. Leider wurden davon nur der Märchenwald und die RZ 4, die für die Besichtigung vorgesehen waren, betroffen. Jedes Jahr sollten wir einen Staatsbesuch haben, und jedesmal in einem anderen Teil des Werkes. Dann würde Reisholz bald...

Aber ich will nicht übertreiben. So groß war der Unterschied gegenüber dem sonstigen Zustand nicht. Gewiß, die Fenster wurden geputzt, der Boden gekehrt, saubere weiße Striche kennzeichneten – und begrenzten – den Weg, den die Besucher nehmen sollten, und auf den Dächern flatterten die Fahnen Deutschlands und der Italienischen Republik. Aber sonst war alles wie üblich. Es wurde nichts vorgegaukelt, nichts „markiert“. Die Besucher sollten feststellen können, daß „Röhren machen“ eine schwere, heiße und mit viel Lärm verbundene Arbeit ist.

Nur eine Frage lag mir, als der große Tag gekommen war, wie ein Alpdruck auf der Seele: Werden wir – im entscheidenden Moment – keine Betriebsstörung in der RZ 4 haben? Ein derart modernes, elektronisch gesteuertes Werk hat viele hochempfindliche Stellen. Ich fragte unseren zuständigen Ingenieur Nagora.

Er zuckte die Schultern.

„Wir haben getan, was möglich war. Mehr kann man nicht machen.“

Eine Stunde, bevor der hohe Besuch kommen sollte, schlug im Zuge eines handfesten Gewitters der Blitz in unsere Hochspannungsleitung.

Das Licht ging aus.

Sämtliche Maschinen im Werk standen still.

„Na also!“

Das war das einzige, was ich denken konnte. Da war die Pleite. Die ganze Welt würde davon erfahren.



Die italienische Flagge wird gehißt

Um es kurz zu machen – schon nach wenigen Minuten ging das Licht wieder an, die Maschinen surrten los, der ganze Besuch ging vor-schriftsmäßig über die Bühne.

Bis auf den Anfang.

Den hatten wir uns anders gedacht. Wir – damit sind die drei Werks-Foto-Reporter gemeint – hatten uns, behängt mit schwarz-weiß- und farbgeladenen Kameras und gestützt auf die genaue Kenntnis des Programms, raffiniert postiert: Der

erste sollte aufnehmen, wie der Präsident aussteigt und begrüßt wird; der nächste hatte freie Sicht auf die kleine Szene, wenn unser Lehrling Moritz dem hohen Gast einen Sicherheitshelm überreichen würde; der dritte stand unmittelbar neben dem italienischen Gastarbeiter, der den Präsidenten im Namen seiner Landsleute begrüßen sollte. (Die Worte hatte der Rundfunkschon vorher aufgenommen.) Dann sollte der erste hintenherum in die RZ 4

sausen und sich dort den besten Platz sichern, während die beiden anderen den Gang durch die Werkhallen begleiteten.

So war es geplant.

Es kam aber ganz anders.

Als das Auto des Präsidenten programmgemäß an der bezeichneten Stelle hielt, stürzten sich die sechzig Reporter wie eine Meute Wölfe auf den Platz. Sie überrannten die weißen Sperrlinien, durchbrachen die Absperrung unserer Feuerwehrleute, sie schubsten, drängten, stießen sich mit den Ellenbogen beiseite und drohten mit erhobenen Fäusten den Fernsehleuten, die ihnen mit ihren Handscheinwerfern in die Kameras leuchteten.

Es war ein großes Durcheinander.

Ich habe es mir später überlegt — diese Menschen leben ja davon, daß sie Bilder mitbringen, sie müssen Bilder haben, ihre ganze Existenz hängt davon ab. Legen wir also den Mantel des Schweigens um diese Szene.

Aber sehen konnte man nichts, selbst von einem erhöhten Standpunkt aus, weder wie der Helm überreicht wurde, noch wie der Gastarbeiter sprach. Aber so ganz auf den Kopf gefallen ist man ja schließlich auch nicht, und wir bekamen noch unsere Bilder — vielleicht sogar bessere als die übereifrigen Reporter.

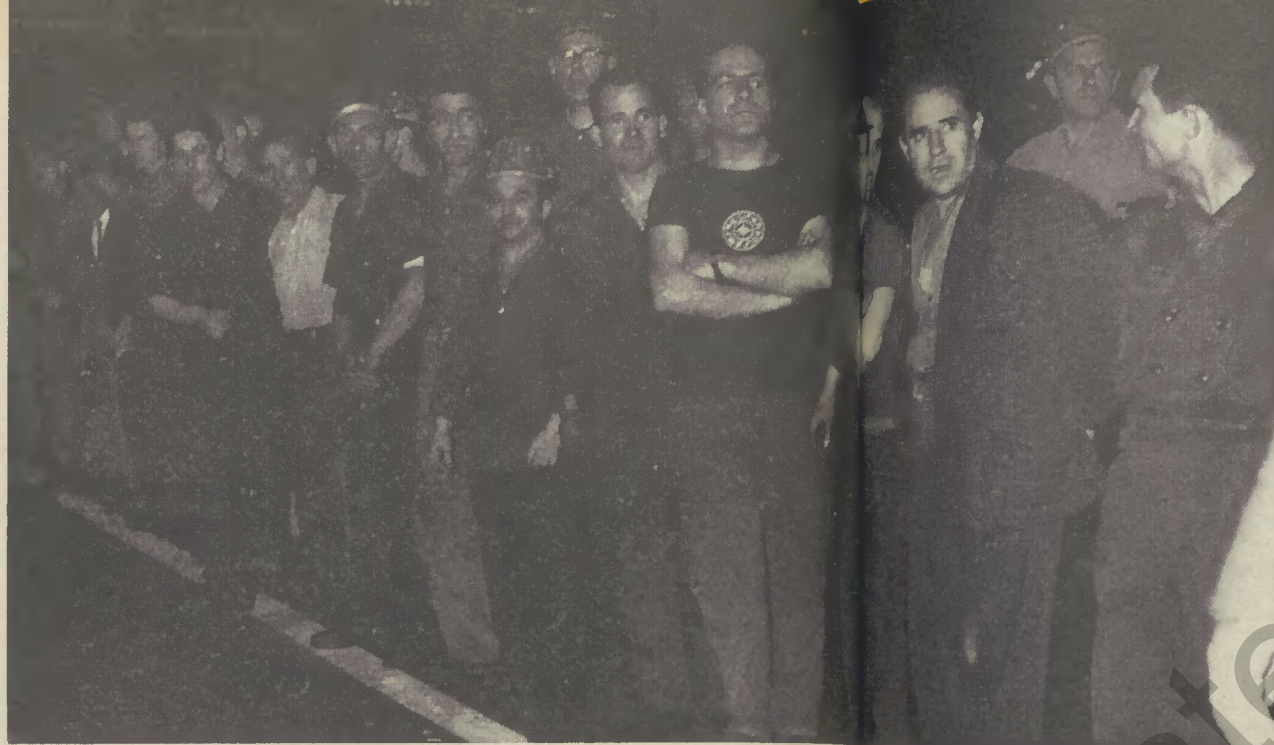
Der Märchenwald wurde durchschritten, die Stempel glänzten in leuchtend gelbem Anstrich, die Rohrpakete lagen ausgerichtet wie Makkaronis in der Klarsichtpackung. Der dröhnende Lärm der RZ 4 klang mir wie Musik in den Ohren — Gott sei Dank, es klappte. Von der in der Halle errichteten Tribüne konnten die Gäste den gesamten Fabrikationsvorgang gut beobachten.

Und dann fuhren die Autos wieder vor, die „Weißen Mäuse“ mit ihren Motorrädern knatterten los — wie ein Spuk war alles verschwunden.

„Viel Lärm um Nichts“, meinte ein Kollege.

Der Kollege irrte. Wer die Berichte in den Zeitungen verfolgt hat, wird wissen, daß Präsident Saragat einer der bedeutendsten, vielleicht wird die Zukunft sogar zeigen, der bedeutendste italienische Politiker der Nachkriegszeit ist. Als langjähriger Führer der italienischen Sozialdemokratie wurde er vor einem halben Jahr zum Staatsoberhaupt gewählt. Und vergessen wir nicht, er ist ein treuer Freund Deutschlands und hat sich bereits unmittelbar nach dem letzten Kriege tatkräftig und erfolgreich für uns eingesetzt. Wir wollen froh sein, daß wir die Gelegenheit hatten, ihm in unserem Werk einen Einblick in unser modernes wirtschaftliches Geschehen zu vermitteln.

KARL MOHR



◀ Unsere italienischen Gastarbeiter in Erwartung ihres Staatsoberhauptes



Staatspräsident Saragat und Ministerpräsident Meyers in der RZ 4



◀ Ein Landsmann begrüßt Staatspräsident Saragat. Zwischen beiden Außenminister Fanfani



Bis zum letzten Augenblick versucht ein Funkreporter noch ein paar Worte für sein Tonband zu erhaschen



Herzlicher Abschied

Haß ist wie Regen, der in die Wüste fällt: Er nützt niemandem.

Afrikanische Spruchweisheit aus Tansania

Wie andere Völker denken
Hindi ist der Sammelname für alle nordindischen Dialekte, von denen Westhindi die wichtigste Sprache ist.

Das Hindi kennt statt unserer drei Begriffe:

„Gestern“, „Heute“ und „Morgen“, nur deren zwei: „aj“, das „aadsch“ ausgesprochen wird, und „kal“, das mit einem sehr kurzen „a“ gesprochen wird. „Aj“ bedeutet „heute“; „kal“ bedeutet sowohl „gestern“ als auch „morgen“. Ein „Gestern“ als solches, oder ein „Morgen“ als solches gibt es nicht; sie sind ununterschieden „kal“, welches, wollten wir seinen Sinn wiedergeben, als „zeitloses Zeitmeer“ aufgefaßt werden müßte, als ein unterschiedsloser Zeitozean, aus dem ein dauernd flüchtiger, winziger Punkt, das „aj“, das „Heute“, heraus taucht.

Mit diesem Beispiel kommen wir einer Antwort auf die Frage, warum der indische Arbeiter die Zeit nicht kennt und somit keinen Begriff davon hat, was wir Zeit nennen. Wenn eine Sprache für etwas kein Wort hat, so ist dies ein Hinweis darauf, daß der „Gegenstand“, für dessen Bezeichnung das Wort fehlt, nicht existiert.

In Pondicherry hören die Rikscha-Männer zu arbeiten auf, sobald sie genügend für das „Heute“ verdient haben; das kann bereits am Vormittag sein. Daß es ein „Morgen“ gibt, kommt ihnen gar nicht in den Sinn; da es inexistent ist, braucht, ja kann man überhaupt nicht dafür sorgen.

Zeit zählt in Asien nicht. So liegt die größte Schwierigkeit für den Aufbau der indischen Industrie nicht in der Tatsache, daß die Arbeiter noch ungelernt sind; sie können angelernt werden; sie liegt auch nicht in der Beschaffung der Mittel; sie können beschafft werden; sie liegt in der Tatsache, daß der indische Arbeiter überhaupt kein Verhältnis zur Zeit hat. Ihm mangelt jedwede Vor-

stellung von der Zeit. Eine geordnete Durchführung des Arbeitsprozesses wird dadurch fast unmöglich gemacht und jede Planung wird gewissermaßen zu einem Glücksspiel.

„Sie brauchen mehr Bewegung!“ verlangte der Arzt. „Sie sollten mindestens eine Stunde täglich spazierengehen!“



„Hm – bevor ich die Post austrage oder hinterher?“ fragte der Briefträger.

Der Sägefisch

Ein Sägefisch schwamm wirr umher. Er hatte keine Säge mehr. Er hatte sie verloren gleich links bei den Azoren. Er grübelte: Was mach ich bloß?

Nun bin ich meinen Namen los

und bin in diesem Falle nur noch ein Fisch wie alle. Ja, ja, – verweht und rasch versiegt ist Würde, die im Titel liegt. Es sind recht arme Knaben, die sonst nichts weiter haben.

Herbert Kümmel

Das Rentier

Das Rentier und der Eskimo sind auch ein Stück Natur. Sie kennen weder Spülklosett noch höhere Kultur. Sie leben von der Zivilisation weltabgeschieden und sind vielleicht aus diesem Grund so mit der Welt zufrieden.

Herbert Kümmel

Freizügigkeit in der EWG – Gastarbeiter im Betriebsrat

Die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft soll die sechs Länder Frank-

reich, Belgien, Holland, Luxemburg, Italien und die Bundesrepublik Deutschland zu einem gemeinsamen Markt vereinigen. Das geschieht einmal durch den Abbau der Zölle und Kontingentierungen innerhalb der Vertragsstaaten und durch gemeinsame Außenzölle gegenüber außerhalb stehenden „Drittländern“. Der zweite Weg zu einem vereinigten Europa geht über den Abbau der Grenzen des Arbeitsmarktes und bedeutet: Freizügigkeit innerhalb aller EWG-Staaten. Nicht nur ihre Grenzen sind für den Arbeitnehmer Europas heute offen, auch in sozialer und rechtlicher Hinsicht gibt es in der EWG keine Trennung mehr. Der Grundsatz der Gleichberechtigung reicht von der Wahl des Arbeitsplatzes bis hinein in die Organe der Betriebsvertretungen, das heißt: der Arbeitsmarkt wird europäisiert. Bis Ende 1969 soll die unumschränkte Freizügigkeit aller Arbeitnehmer in den Ländern der EWG abgeschlossen sein. Jedermann kann heute schon in einem anderen EWG-Staat tätig werden.

Bei der Vorlage eines gültigen Arbeitsvertrages erhält er automatisch die Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigung. Wenn er eine normale Wohnung gefunden hat, kann er sogar seine Familie nachkommen lassen. Damit werden soziale Härten und psychologische Umstellungsschwierigkeiten weitgehend ausgeschaltet. Ein weiterer Schritt zur Gleichberechtigung ausländischer Arbeiter ist das aktive und passive Wahlrecht zu den Betriebsvertretungen. Nach dreijähriger ununterbrochener Tätigkeit in einem Betrieb kann jeder Arbeitnehmer aus dem Bereich der EWG in den Betriebsrat gewählt werden, wobei er nicht etwa nur die Interessen seiner ausländischen Kollegen zu vertreten hat, sondern auch über die Belange der inländischen Arbeitnehmer mitbestimmt. Allerdings kann er nur dann für die Betriebsratswahl kandidieren, wenn er die gleichen Voraussetzungen erfüllt wie seine inländischen Kollegen.

Aufgrund des hohen Lohnniveaus und der guten So-

zialleistungen übt die Bundesrepublik auf dem europäischen Arbeitsmarkt eine besondere Anziehungskraft aus. Die Frage der Abwanderung deutscher Arbeitskräfte ins Ausland wird daher kaum ernsthaft in Betracht kommen, vielmehr zieht der steigende Bedarf immer mehr Ausländer in deutsche Betriebe. Dabei kommen von rund einer Million ausländischer Arbeitnehmer vierzig Prozent aus EWG-Ländern. Am 31. Oktober 1964 waren davon rund 300 000 Italiener. Ihr Anteil an den in Deutschland tätigen Ausländern hält in allen Statistiken seit Jahren die Spitze. Um das Heer der Arbeitslosen in Italien langsam abzubauen, versucht der italienische Staat jedoch, neue Industrien nach Süditalien zu ziehen. Verlockende Angebote werben um kapitalkräftige deutsche Unternehmer, im „Mezzogiorno“ – dem südlichen Teil Italiens – Tochtergesellschaften zu gründen. Das dortige Überangebot an Arbeitskräften, verbunden mit einem niedrigen Lohnniveau, könnte also unter Umständen auch in der Unternehmerschaft zu einer Nutzung der Freizügigkeit führen.

Wirtschafts- und Arbeitsmarkt sind unlösbar miteinander verbunden. In Deutschland ebenso wie im gesamten Bereich der EWG. Die Gleichberechtigung auf dem Arbeitsmarkt ist ein Schritt nach vorn auf dem Weg zu einem vereinigten Europa.

Müller traf seinen Freund Krause. Krause ging an Krücken. „Was ist dir denn passiert?“ fragte Müller.



„Verkehrsunfall.“ „Schrecklich. Und ohne Krücken kannst du nicht gehen?“

Krause zuckte die Achseln: „Weiß nicht. Mein Arzt sagt ja, aber mein Rechtsanwalt sagt nein.“

Verbesserungsvorschlag

Name: Betrieb:

Vorname: Abteilung:

Arb.-Nr.: Datum:

Kurze Beschreibung des Vorschlages:

(Skizze oder Zeichnung auf besonderem Blatt machen)

.....
Unterschrift des Einsenders

Wenn Sie aus irgendwelchen Gründen keine Beschreibung oder Zeichnung machen können, wenden Sie sich bitte an die Sozialabteilung.

Falls Platz nicht ausreicht, bitte Rückseite benutzen oder zweiten Bogen anheften.

Höhere Leistungen — aber auch höhere Beiträge

ab 1. September 1965

In den letzten Jahren haben wir wiederholt über das Sozialpaket berichtet, auch darüber, daß das Paket aufgeschnürt worden ist. Von dem Inhalt des Sozialpaketes ist nicht mehr viel übriggeblieben, nachdem der Bundestag am 26. 7. 1965 das ab 1. 9. 1965 bzw. 1. 1. 1966 inkraft tretende Gesetz zur Änderung und Ergänzung des Mutterschutzgesetzes und der RVO beschlossen hat, das der Bundesrat inzwischen bestätigte.

In der letzten Ausgabe hatten wir bereits über die nachstehenden Probleme, die es zu ändern galt, geschrieben. Der Bundestag hat aber in der zweiten und dritten Lesung Änderungsanträge gestellt, so daß unser Bericht in der letzten Ausgabe mit der endgültigen Fassung des Gesetzes nicht mehr übereinstimmt.

I. Versicherungspflichtgrenze für Angestellte

Bisher unterlagen Angestellte nur dann der Krankenversicherungspflicht, wenn ihr Gehalt 660,— DM im Monat nicht überstieg. Diese Grenze von 660,— DM monatlich wird auf 900,— DM erhöht. Bei Angestellten mit einem monatlichen Verdienst bis zu 660,— DM ändert sich auch über den 1. 9. 1965 hinaus nichts. Angestellte mit einem monatlichen Verdienst zwischen 660,— DM und 900,— DM waren bisher versicherungsfrei und werden ab 1. 9. 1965 wieder versicherungspflichtig. Angestellte mit einem monatlichen Verdienst von mehr als 900,— DM bleiben weiterhin versicherungsfrei.

Angestellte mit einem monatlichen Verdienst zwischen 660,— DM und 900,— DM, die wieder versicherungspflichtig

werden und bisher einer privaten Krankenkasse angehört, können den Versicherungsvertrag mit der privaten Krankenversicherung vorzeitig kündigen, und zwar zum Ende des Monats, in dem sie den Beginn der Versicherungspflicht nachweisen. Diese Angestellten können aber auch weiterhin der privaten Krankenversicherung als Mitglied angehören, wenn sie bei der zuständigen Pflichtkrankenkasse, der sie im Falle der Versicherungspflicht angehören würden, einen Antrag auf Befreiung von der Versicherungspflicht stellen. Der Antrag kann bis zum 31. 3. 1966 gestellt werden.

Von der Versicherungspflicht befreit werden kann aber nur derjenige, dessen Angehörige, für die ein Anspruch auf Familienhilfe in der gesetzlichen Krankenversicherung zustehen würde, im Versicherungsvertrag miteinbezogen sind.

II. Einkommensgrenze für versicherungsberechtigte Mitglieder

Bestimmte Personen waren und sind auch künftig von der Versicherungspflicht befreit; sie können jedoch der Krankenversicherung freiwillig beitreten. Bisher war der Beitritt für diese Personen nur möglich, wenn ihr Gesamteinkommen 660,— DM monatlich nicht überstieg. Diese Grenze wurde ebenfalls auf 900,— DM monatlich erhöht.

III. Beitragsbemessungsgrenze

Die Beiträge der Krankenversicherung werden in einem Vomhundertsatz vom Verdienst erhoben, bisher aber höchstens von einem Verdienst bis zu 660,— DM monatlich. Künftig wird der Beitrag aber nicht mehr bis zu einem Verdienst bis 660,— DM, sondern bis zu 900,— DM erhoben. Das gilt sowohl für Arbeiter als auch für Angestellte.

Da der Arbeiter ohne Rücksicht auf die Höhe des Verdienstes versicherungspflichtig ist, wird der Beitrag zur Hälfte vom Arbeitgeber und Arbeitnehmer aufgebracht. Zu unserer Kasse beträgt der Beitragssatz für Arbeiter 10 v.H. bei einem Verdienst bis 660,— DM. Sowohl der Arbeitgeber als auch der Arbeitnehmer hatte je 33,— DM Beitrag gezahlt.

Ab 1. 9. 1965 jedoch beträgt der jeweilige Anteil 45,— DM. Da aber nicht alle als Arbeiter Beschäftigten 900,— DM und mehr verdienen, ist die Mehrbelastung für alle nicht gleich hoch. Bei einem Verdienst bis zu 660,— DM tritt eine Erhöhung nicht ein. Nach der Abrechnung des Monats Juni 1965 werden wir ab 1. 9. 1965 bei einem Beitragssatz von 10 Prozent pro gewerblicher Arbeitnehmer monatlich 9,52 DM Arbeitgeber- und Arbeitnehmeranteil mehr erhalten.

Bei Angestellten mit einem Verdienst bis zu 660,— DM ändert sich die Beitragshöhe nicht.

Bei Angestellten mit einem Verdienst

zwischen 660,— DM und 900,— DM jedoch, die wieder versicherungspflichtig werden, tritt eine das Mitglied begünstigende Änderung ein. Bisher mußte das Mitglied den Beitrag alleine aufbringen. Der Beitrag bei uns betrug 6,6 v.H. bei einem Einkommen von 660,— DM und mehr = 43,56 DM. Bei einem Monatsverdienst von 900,— DM beträgt der Beitrag künftig 59,40 DM. Da für diesen Personenkreis der Arbeitgeber die Hälfte des Beitrages wieder zahlen muß, zahlt das Mitglied selbst 29,70 DM, das sind 13,86 DM monatlich weniger als bisher. Bei einem Verdienst von 800,— DM beträgt die Einsparung für das Mitglied monatlich 17,16 DM und bei einem Verdienst von 700,— DM = 20,46 DM.

Der Angestellte, der über 900,— DM verdient, bleibt auch künftig versicherungsfrei, er muß seinen Beitrag alleine entrichten. Während er bisher 43,56 DM zahlte, beträgt der Beitrag ab 1. 9. 1965 59,40 DM, das sind 15,96 DM mehr als bisher.

Diese Änderungen bringen den Krankenkassen eine nicht unbedeutende Beitragsmehreinnahme. Soweit eine Krankenkasse im Einzelfall diese Mehreinnahmen in der ihr durch das Gesetz zugewilligten Höhe nicht benötigt, kann sie den Beitragssatz senken. Dadurch senkt sich die Höhe des zu zahlenden Beitrages. Vorerst werden die Krankenkassen jedoch eine Beitragssenkung nicht vornehmen, da es abzuwarten gilt, wie hoch die Belastungen sein werden, die auf die Krankenkasse zukommen.

Alle Vertragspartner der Krankenkassen, insbesondere die Ärzte und Krankenhäuser haben seit geraumer Zeit darauf gewartet, daß der Gesetzgeber die Beitragsbemessungsgrenze erhöhen würde, damit es den Krankenkassen ermöglicht wird, mehr Einnahmen zu erzielen. Diese Mehreinnahmen — so argumentieren die Vertragspartner — müßten zum Teil ihnen zufließen, damit sie nach ihrer Meinung leistungsgerecht honoriert werden können. Es ist mit einer Preislawine zu rechnen, die auf die Krankenkassen zukommt.

Für die Frage der Senkung des Beitrages muß auch berücksichtigt werden, daß die Erhöhung des Kranken- und Hausgeldes und des Sterbegeldes eine gewaltige Mehrbelastung darstellt. Diese Auswirkung ist nicht abzuschätzen.

IV. Erhöhung des Kranken- und Hausgeldes

Das neue Gesetz sieht eine wesentliche Verbesserung bei der Zahlung des Kranken- bzw. Hausgeldes vor. Für die ersten 6 Wochen einer Arbeitsunfähigkeit tritt in der Regel eine Änderung nicht ein. Das Krankengeld wurde bisher nach einem Verdienst bis zu 660,— DM monatlich errechnet. Der Arbeitgeber zahlte zu diesem Krankengeld einen Lohnausgleich bis zur Höhe von 100 Prozent des Netto-Arbeitsverdienstes.

Diese Regelung hat man deshalb weiterbestehen lassen, um der immer noch

Die Betriebskrankenkasse berichtet:

offenstehenden Frage der Lohnfortzahlung durch den Arbeitgeber in den ersten 6 Wochen einer Arbeitsunfähigkeit nicht vorwegzugreifen.

Soweit in den ersten 6 Wochen einer Arbeitsunfähigkeit ein Anspruch auf Lohnfortzahlung durch den Arbeitgeber bei einer Arbeitsunfähigkeit nicht oder

nicht mehr besteht, beträgt das Krankengeld wie bisher 65–75 Prozent, allerdings nicht errechnet von einem Verdienst bis zu 660,— DM, sondern bis zu einem Verdienst bis zu 900,— DM. Das ist der Fall, wenn der Arbeitnehmer dem Betrieb noch keine 4 Wochen angehört oder aber wegen derselben Krankheit Lohnfortzahlung bereits bezogen hat.

Ab der 7. Woche einer Arbeitsunfähigkeit beträgt das Krankengeld je nach Familienstand nicht mehr wie bisher 65 bis 75 Prozent, sondern 75–85 Prozent und wird nicht wie bisher bis zu einem Verdienst von 660,— DM, sondern bis zu einem Verdienst bis zu 900,— DM errechnet. Das Krankengeld darf jedoch den Nettoverdienst nicht übersteigen.

Arbeitsverdienst			Ersatz des Verdienstausfalls bei Arbeitsunfähigkeit						
			bis 31. 8. 1965			ab 1. 9. 1965			
			1.–6. Woche		7.–78. Woche	1.–6. Woche		7.–78. Woche	
Zahl der Angehörigen	Brutto	Netto	Krankengeld	Lohnfortzahlung	Krankengeld	Krankengeld	Lohnfortzahlung	Krankengeld	gekürzt auf 100 % netto
	900,— = werktgl. 35,—	werktgl.							
—		25,55	16,69	8,86	16,69	16,69	8,86	26,25	25,55
1		26,74	17,71	9,03	17,71	17,71	9,03	27,65	26,74
2		27,58	18,48	9,10	18,48	18,48	9,10	28,70	27,58
3		28,70	19,25	9,45	19,25	19,25	9,45	29,75	28,70
—	800,—	23,03	16,69	6,34	16,69	16,69	6,34	23,31	23,03
1	= werktgl.	24,15	17,71	6,44	17,71	17,71	6,44	24,55	24,15
2		24,99	18,48	6,51	18,48	18,48	6,51	25,49	24,99
3	31,08	26,11	19,25	6,86	19,25	19,25	6,86	26,42	26,11
—	700,—	20,37	16,69	3,68	16,69	16,69	3,68	20,42	20,37
1	= werktgl.	21,63	17,71	3,92	17,71	17,71	3,92	21,51	
2		22,33	18,48	3,85	18,48	18,48	3,85	22,33	
3	27,23	23,52	19,25	4,27	19,25	19,25	4,27	23,15	
—	600,—	17,85	15,15	2,70	15,15	15,15	2,70	17,48	
1	= werktgl.	18,97	16,08	2,89	16,08	16,08	2,89	18,41	
2		19,74	16,78	2,96	16,78	16,78	2,96	19,11	
3	23,31	20,37	17,48	2,89	17,48	17,48	2,89	19,81	

Die Übersicht zeigt deutlich, daß das Krankengeld in vielen Fällen höher ist als 100 Prozent netto und deshalb gekürzt werden muß. Das trifft selbstverständlich nur dann zu, wenn ein Lohnsteuerfreibetrag nicht gegeben ist.

Für Unfallverletzte kann die Berufsgenossenschaft die Heilbehandlung selbst übernehmen. Die Unfallverletzten erhalten dann nicht das Krankengeld der Krankenkassen von bisher 65 bis 75 v. H. des Bruttoverdienstes bis 660,— DM, sondern 65–75 v. H. des Bruttoverdienstes bis 3000,— DM monatlich. Während ab 1. 9. 1965 in der Krankenversicherung der Vohundertsatz ab der 7. Woche nicht mehr 65–75 beträgt, sondern 75–85, wurde er für die Unfallversicherung nicht erhöht. Das bedeutet, daß bei einem Monatsverdienst bis 900,— DM der Unfallverletzte ab 1. 9. 1965 weniger Krankengeld erhält als die übrigen Arbeitsunfähigen, die das Krankengeld ihrer Krankenkasse erhalten. Während also die Krankenkassen ab 1. 9. 1965 ihren Arbeitsunfähigen ab der 7. Woche bei einem monatlichen Bruttoverdienst von 900,— DM je nach Familienstand Krankengeld in Höhe von 26,25 DM bis 29,75 DM zahlen, erhält der Unfallverletzte bei gleichen Voraussetzungen nur 22,75 DM bis 26,25 DM werktätlich. Es handelt sich hier nur um eine von mehreren Lücken, die offensichtlich übersehen worden sind, denn

ein Teil der Änderungsanträge wurde erst in der 3. Lesung eingebracht und die Ergebnisse sind zum Teil nur durch Kompromisse zustande gekommen. Tatsache bleibt aber, daß ab 1. 9. 1965 Unfallverletzte mit einem Einkommen bis 900,— DM monatlich — im Gegensatz zur früheren Regelung — weniger Krankengeld erhalten als die übrigen Arbeitsunfähigen.“)

Das Hausgeld wird in einem Vohundertsatz des Krankengeldes gezahlt. Obwohl die Vohundertsätze für das Hausgeld nicht erhöht worden sind, wird künftig ein höheres Hausgeld gezahlt, da das Hausgeld vom Betrag des Krankengeldes errechnet wird und das Krankengeld — wie vorstehend aufgeführt — sich erhöht.

So betrug das Hausgeld bei einem Verdienst von 900,— DM bei fünf und mehr Angehörigen bisher als Höchstbetrag 19,25 DM täglich und wird künftig 29,75 DM = 54,55 Prozent mehr betragen.

Für den Ledigen mit eigenem Hausstand betrug das Hausgeld bei uns als Mehrleistung 40 v. H. des Krankengel-

des bei einem Verdienst von 900,— DM = 6,68 DM werktätlich und wird künftig 10,50 DM werktätlich = 57,19 Prozent mehr betragen.

Die Erhöhung des Kranken- und Hausgeldes ab der 7. Woche bis zur 78. Woche gilt sowohl für Arbeiter als auch für den Angestellten.

V. Sterbegeld

Die Erhöhung der Berechnungsgrenze für das Krankengeld gilt auch für das Sterbegeld. Das Sterbegeld beträgt bei uns als Mehrleistung das 40fache des kalendertäglichen Arbeitsverdienstes, höchstens errechnet jedoch von einem Betrag bis zu 660,— DM Monateinkommen. Bei einem Monatsverdienst von 660,— DM beträgt das Sterbegeld 880,— DM und wird künftig betragen das 40fache des kalendertäglichen Arbeitsverdienstes, errechnet bis zu einem Monatsverdienst bis zu 900,— DM und beträgt bei einem Monatsverdienst von 900,— DM und mehr 1200,— DM.

Für Familienangehörige wird die Hälfte gezahlt. Es betrug bisher höchstens 440,— DM und wird künftig 600,— DM betragen.

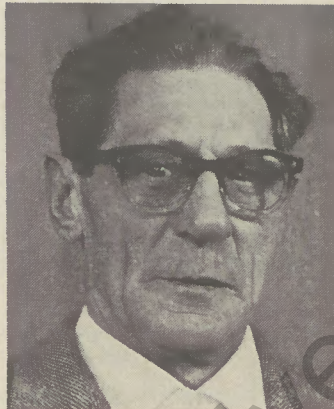
In der nächsten Ausgabe werden wir über die Änderungen des Mutterschutzgesetzes und der Wochenhilfs-Leistungen der Krankenkassen berichten, die am 1. 1. 1966 inkraft treten.

UNSERE JUBILARE

50jähriges Jubiläum

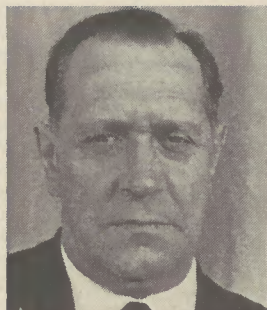


Alfons Colling
Werk Reisholz



Karl Schneider
Werk Reisholz

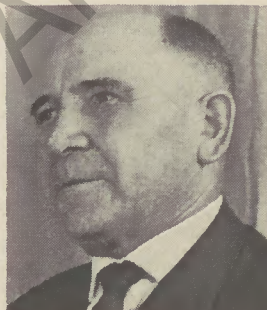
40jähriges Jubiläum



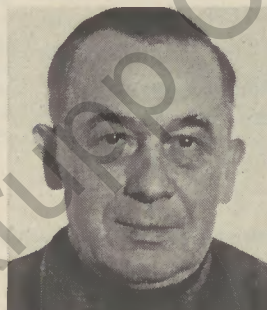
Hans Bruns
Werk Reisholz



Hans Möller
Werk Reisholz



Wilhelm Schumacher
Werk Reisholz



Mathias Blissenbach
Werk Reisholz



Hans Blume
Werk Reisholz

25jähriges Jubiläum



Otto Langenberg
Werk Reisholz



Gerhard Theis
Werk Reisholz



Grete Siebel
Werk Reisholz



Otto Zeppenfeld
Werk Reisholz

Wichtiges
mit wenig
Worten

Mit Wirkung vom 1. Juli wurde **Oberingenieur Dr.-Ing. Walter Boettcher** die Gesamtleitung unserer Rohrwerks-Warmbetriebe und Kaltbetriebe übergeben,

Hbv. Herbert Reinartz die Leitung der Hauptabteilung Materialwirtschaft einschließlich der Magazine Reisholz und Oberbilk übertragen. Gleichzeitig wurde ihm Gesamt-Prokura erteilt.

Dipl.-Ing. Wilfried Lange wurde mit dem Aufbau einer zentralen Arbeitsvorbereitung beauftragt und gleichzeitig dem Werksdirektor für die gesamte Produktion unmittelbar unterstellt.

Ing. Karl-Werner Collisi übernahm die Leitung der neu einzurichtenden technischen Betriebswirtschaftsstelle und wurde dem Werksdirektor für die gesamte Produktion unmittelbar unterstellt.

Dipl.-Physiker Theodor Tenbusch wurde zum Leiter der Physikalischen Abteilung innerhalb der Hauptabteilung Versuchsanstalt ernannt.

Dipl.-Ing. Lothar Chutsch wurde für unser Werk verpflichtet und zum Leiter der neu einzurichtenden Schweißtechnischen Abteilung innerhalb der Hauptabteilung Versuchsanstalt ernannt.

Dipl.-Wirtschaftsingenieur Jürgen Hebestreit wurde als Leiter der Abteilung Kostenplanung und Kostenkontrolle innerhalb der Hauptabteilung Finanz- und Rechnungswesen verpflichtet.

Am 20. Juli wurde **Dr.-Ing. Hans-Wilhelm Küpper** zum Assistenten des Betriebschefs der Betriebsabteilungen Presserei, Mechanische Werkstatt und Schweißerei ernannt.

Leserbriefe

Stellungnahme zu „Werkmitteilungen Nr. 78“, Jugend im Werk

Seit der Lehrabschlußfeier 1965 scheint man sich doch darüber klar zu sein, daß die **Werkmitteilungen** bisher etwas „lau“ waren. Es ist damit gemeint, daß die Überschriften meist so gewählt waren, daß niemand sich dafür interessierte, insbesondere nicht die Jugend. Mit dieser neuen Ausgabe der „Werkmitteilungen“ ist dieses bisherige Urteil jedoch revidiert. Die Ausgabe ist, wie die Jugend sagt: „Große Klasse“. Besonders die Artikel „Das uralte Problem“ und „Lex Barker oder J. F. Kennedy“. Ein Bravo dieser Ausgabe! (Hoffentlich bleibt sie so!)

M. HOFFMANN

Die Redaktion der **Werkmitteilungen** hat sich in der Gestaltung der Zeitschrift große Mühe gegeben. Es ist aber zu bedauern, daß sich in jeder Ausgabe das Vorschlagswesen befindet. Diese Seite sollte man besser für etwas anderes, z. B. Leserbriefe, verwenden. Weiterhin ist zu bemerken, daß der Artikel „Das uralte Problem“ für die meisten Jugendlichen doch ziemlich schwer zu verstehen ist. Ansonsten ist die **Werkmitteilung** Nr. 78 ein guter Start zu einer neu belebten **Werkzeitschrift**.

KARL-JOSEF KIWITT

Die **Werkmitteilungen** sind dieses Mal sehr inhaltsreich. Sehr gut ist der Artikel: „Lex Barker oder J. F. Kennedy?“. Aber finden Sie nicht, daß die Überschrift besser in die Bildzeitung als in die **Werkmitteilungen** paßt? Man hätte doch für diesen Artikel bestimmt eine andere Überschrift gefunden. Diese Überschrift entspricht doch wenig dem Inhalt des Artikels.

ANGELIKA SCHMIDT

ES IST GEÖFFNET

Hauptkasse

Kassenstunden montags bis freitags
9.00 bis 12.00 Uhr
13.00 bis 15.30 Uhr

die Betriebskrankenkasse Reisholz

werkseitig montags bis freitags
13.00 bis 15.30 Uhr
straßenseitig
montags bis freitags
9.00 bis 12.00 Uhr
13.00 bis 15.30 Uhr

die Betriebskrankenkasse Oberbilk

montags bis freitags
13.00 bis 15.00 Uhr

Sprechstunden des Geschäftsführers der Betriebskrankenkasse in Oberbilk

dienstags und freitags
13.00 bis 15.00 Uhr

die Lohnbuchhaltung Reisholz

montags bis freitags
13.00 bis 15.00 Uhr
Am Lohnzahltag und am Werktag
davor **ganztätig geschlossen**,
am ersten Werktag nach dem
Lohnzahltag **ganztätig geöffnet**

die Lohnbuchhaltung Oberbilk

montags bis freitags 13.00 bis 15.00 Uhr
Am Lohnzahltag und am Werktag
davor **ganztätig geschlossen**,

am ersten Werktag nach dem
Lohnzahltag **ganztätig geöffnet**

Sozialabteilung und Grundstücksverwaltung

täglich, außer mittwochs,
von 10.30 bis 15.30 Uhr;
mittwochs geschlossen

Büromaterial-Ausgabe

täglich 10–11 Uhr

Unterhaltungsbücherei Reisholz

montags und donnerstags
11.00 bis 13.00 Uhr
13.30 bis 15.30 Uhr

Fachbücherei Reisholz

mittwochs und freitags
12.00 bis 13.00 Uhr

Unterhaltungsbücherei Oberbilk

mittwochs 13.00 bis 15.00 Uhr

Arztsprechstunden Reisholz

montags, mittwochs, freitags
10.30 bis 12.00 Uhr
dienstags und donnerstags
14.00 bis 15.00 Uhr

Arztsprechstunden Oberbilk

montags, mittwochs, freitags
14.00 bis 15.00 Uhr
dienstags und donnerstags
9.30 bis 11.00 Uhr

Verbandstube

täglich 7.45 bis 16.40 Uhr
samstags 8.00 bis 12.30 Uhr

Verbandstube 2

montags bis freitags
7.45 bis 12.00 Uhr
12.45 bis 16.40 Uhr
samstags geschlossen

Verbandstube Oberbilk

montags bis freitags
7.40 bis 12.30 Uhr
13.00 bis 16.40 Uhr
samstags geschlossen

Medizinische Bäder, Massage- und Bestrahlungsabteilung

montags bis freitags
7.45 bis 12.00 Uhr
12.30 bis 16.40 Uhr

Fußpflegedienst

montags bis freitags nach Vereinbarung

Sauna (Frauen)

dienstags 10.00 bis 18.10 Uhr Einlaß

Sauna (Männer)

mittwochs, donnerstags, freitags
14.00 und 16.40 Uhr Einlaß
donnerstags auch nach Voranmeldung
11.00 und 18.10 Uhr
freitags 18.10 Uhr

die Tankstelle

montags, mittwochs, freitags
6.00 bis 7.40 Uhr
13.00 bis 15.30 Uhr

Die **WERKMITTEILUNGEN** dienen der fachlichen Unterrichtung und Unterhaltung der Betriebsangehörigen und werden kostenlos abgegeben. Diejenigen Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder mit seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die persönliche Meinung des Autors dar und nicht unbedingt die des Redaktionsausschusses bzw. der Werkleitung.

Herausgeber: Stahl- und Röhrenwerk Reisholz GmbH, Düsseldorf-Reisholz · Verantwortlich: Direktor August Best · Redaktion: Karl Mohri, Hauptabteilung Sozialwesen · Druck: Aussaat Verlag GmbH., Wuppertal · Klischees: Fischer & Schmidt, Wuppertal · Grafik: Karl Busch, Wuppertal. Fotos: Mohri, Müller, Stähler, Rosemarie Pierer

Durch den von uns:

20. 6. 1965

Hedwig Berger
Pensionärin
früher Finanzbuchhaltung Werk Reisholz

26. 6. 1965

Nikolaus Neuerburg
Pensionär
früher Stoßdämpferabteilung
Werk Reisholz

3. 7. 1965

Ernst Hoffmann
Pensionär
früher Martinwerk Oberbilk

22. 7. 1965

Erwin Thielen
Schlosserei Werk Oberbilk

24. 7. 1965

Arnold Keuser
Walzwerk Reisholz

7. 1965

Carl Schmidt
Pensionär
früher Mechanische Werkstatt Reisholz

8. 7. 1965

Engelbert Noll
Pensionär
früher Meister im Martinwerk Oberbilk

Juli 1965

Friedel Waschkowitz
Verkauf Presserei Werk Reisholz

18. 1965

Wito Nehring
Pensionär
früher Martinwerk Oberbilk

7. 8. 1965

Richard Seidel
Pensionär
früher Rohrkaltzieherei 2 Werk Reisholz

Großalarm in Reisholz

Ein Reporter will es ganz genau wissen: „Ist diese Übung bestimmt nicht für den zivilen Bevölkerungsschutz gedacht?“ Der kann beruhigt werden. Die Übung hat einen anderen Sinn.

Diese Frage wurde am 3. Juli dieses Jahres morgens um 9 Uhr gestellt und beantwortet, als unsere Werkfeuerwehr mit dem Roten Kreuz eine Katastrophenübung durchführte.

Die Vorgeschichte dazu ist schnell erzählt. Das Rote Kreuz, Bereitschaft Benrath, suchte schon lange die Möglichkeit, in einem großen Werk zu üben. Unsere Werkfeuerwehr dachte, Unglücksfälle in größerem Ausmaße sind in einem Hüttenwerk möglich. Also tat man sich zusammen.

Und dann wurde geplant. Solch eine Übung soll wirklichkeitsnah sein. Sonst handelt keiner so wie im Ernstfall. Das kam dann dabei heraus: Der Trafo Ofen 1 in unserem Elektro-Stahlwerk ist geplatzt. Durch die offene Tür fließt Öl in die Ofenhalle und entzündet sich. Das

brennende Öl und umherfliegende Trafoteile verletzen etwa 20–30 Belegschaftsmitglieder. Von der Meisterstube aus wird die Werkfeuerwehr alarmiert.

Vorher waren die Maskenbildner am Werk. Etwa 25 Helfer des Roten Kreuzes wurden geschminkt und hergerichtet. Alle Arten von Verletzungen sind zu sehen. Sie sind täuschend echt gemacht. Diese Mimen werden im Stahlwerk ausgelegt. Bengalisches Feuer und Rauchpulver werden entzündet. Die Übung kann beginnen.

Als die Werkfeuerwehr im Stahlwerk eintrifft und den Umfang des Unglücks übersehen kann, alarmiert sie das Rote Kreuz in Benrath. Dann gehen die Gruppen vor. Schläuche werden ausgerollt, Schaumrohre vorgenommen. Das Feuer muß schnell bekämpft werden. Die Helfer des Roten Kreuzes sollen die Verletzten bergen.

Den Weg von Benrath haben sie — mit Blaulicht — schnell zurückgelegt. Krankenwagen fahren vor. Die Helfer bergen

Verletzte aus dem Stahlwerk und tragen sie zu einem schnell errichteten Zelt. Dort werden sie ärztlich versorgt und mit Krankenwagen zum Benrather Krankenhaus gebracht. Einer der dortigen Ärzte untersucht genau die angelegten Verbände und Bandagierungen und muß feststellen, daß sie tadellos ausgeführt sind.

Aber auch die Kritiker melden sich zu Wort. Sie sagen, im Ernstfall geht das alles nicht so schnell. Und nicht so geordnet. Sie haben recht. Natürlich steht die Werkfeuerwehr nicht immer bereit und wartet auf den Befehl zum Einsatz. Auch das Rote Kreuz nicht. So schnell geht es nur bei einer Übung. Sonst stehen die Männer an ihrem Arbeitsplatz, genau wie jeder andere von uns. Aber sie haben freiwillig Pflichten übernommen. Pflichten, das Werk und die Belegschaftsmitglieder zu schützen. Und das alles ohne besondere Vorteile, ohne extra Bezahlung.

Die Beobachter machen sich an diesem



Unsere Werkfeuerwehr im Einsatz

Morgen ihre Gedanken. Direktor Best, Direktor Bree und Direktor Martin, unser Werksarzt Dr. Rosenberger, Reporter der gesamten Düsseldorfer Presse, unser Sicherheitsingenieur Nau und der Betriebsrat Reisholz verfolgen gespannt jeden Handgriff.

Sie wollen alle das Gleiche. Sie wollen sehen, was getan werden muß und was eingesetzt werden kann, wenn Unglücke in solch einem Ausmaß passieren. Wer helfen will, muß die Mittel kennen, die ihm zur Verfügung stehen. Und dafür muß die Werkfeuerwehr üben. Wer nicht übt, kann im Ernstfalle nicht helfen.

Als die Übung zu Ende geht, sind auch die Reporter davon überzeugt, daß es keine Übung für den zivilen Bevölkerungsschutz war. Es ging darum, den schwer arbeitenden Menschen in einem Hüttenwerk bei Unglücksfällen schnelle und sichere Hilfe zu bringen. Und dafür zu üben, lohnt sich immer.

H. WÄCHTER



Je nach Verletzungsart wird auch eine Decke zum Transport benutzt

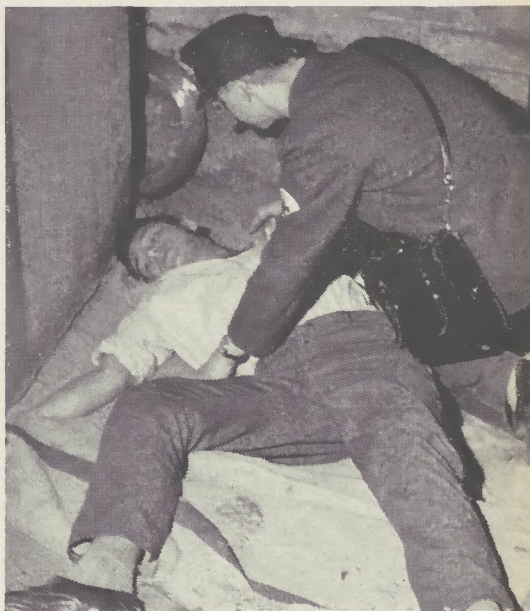


Im schnell errichteten Zelt werden provisorische Verbände angelegt



Bergung eines Schwerverwundeten von der Kranbrücke

Erste Hilfe direkt am Unfallort



Werkschutzleiter Wächter erklärt den Reportern nähere Einzelheiten



EIN SONNTAGMORGEN- SPAZIERGANG IN REISHOLZ

Kaum habe ich die Haustüre geöffnet, schallt mir wie zur Begrüßung aus dem mit mächtigen Buchen bestandenen Waldgelände, nahe der Ecke Eichel- und Paul-Thomas-Straße, das laute Gehämmer des alteingesessenen Reisholzer Spechtes entgegen. Dieser Vogel arbeitet unermüdet, sein Fleiß wird nur noch von der Belegschaft unseres Werkes übertroffen. Doch an Arbeit will ich an diesem schönen Sonntagmorgen nicht denken.

Ich wende mich nach links und betrete die Stahl- und Röhrenwerker Schonung. Seit ein paar Tagen war schönes Wetter, und so sind die ausgetretenen Fußpfade gut begehbar. Meine Augen wandern in die Höhe zu den Pappelkronen, die sich leicht im Morgenwinde wiegen. Butterblumen säumen den Wegesrand und wehren sich zaghaft gegen die wuchernden Brennessel, den Spinat des armen Mannes. Vögel singen froh ihr Morgenlied. Eine ausgediente blaßblaue Matratze liegt behäbig in der Morgensonne und zeigt wie ein Pfau ihre Federn. Das rote Oberbett im Hintergrund und der schrägstehende alte Kühlschrank geben dem Bild etwas Dramatisches. Mit Gewalt wende ich mich ab und beobachte ein kleines Kaninchen, das vor mir über den Weg hoppelte. Herrliche Sonntagmorgen-Ruhe. Aus der Ferne erklingen gut hörbare Glockentöne und geben mir das musikalische Geleit. Ich steige über ein Gewirr von Ästen, die liebe nette Menschen abgerissen und quer über den Pfad gelegt haben, damit keine bösen Radfahrer den Spaziergang des Naturfreundes stören. Eine innere Ruhe überkommt mich, ich bin mit mir selbst zufrieden, wie der alte Sack, der leger an einem Baumstamm geleht den wunderschönen Sonntagmorgen genießt. Er ist überquellend geneigt, seine Tapetenreste braven Kindern zur Verfügung zu stellen, damit so das Graugrün des Waldbodens neue Farbnuancen erhält. Nirgendwo in den noch nicht abgeholzten Waldstücken der näheren und weiteren Umgebung findet man ein so fein abgestimmtes Nebeneinander von Natur und Gegenständen des täglichen Bedarfs, daß man stark beeindruckt nur den Kopf schütteln kann – was ich auch tue, denn ein nettes Bietchen versucht, sich auf mein Riechorgan zu setzen. Ich werde dadurch gezwungen, meine Morgengymnastik zu wiederholen, denn das kleine Biest läßt in seinen Bemühungen, sich mir zu nähern, nicht nach. Ein we-

nig sinnvolles Unterfangen, denn ich habe den Eindruck, alles andere als ein honigsüßer Mensch zu sein.

Durch Zähigkeit und brutales Schlagen mit meinem sauberen Taschentuch zwingt mich die Arbeitsbiene zur Beendigung ihres Seitensprunges. Etwas in Dampf geraten, spaziere ich weiter und gelange nach Überschreiten der Industriebahnschienenstränge in den wie einen Dom anmutenden Niederheider Hochwald.

Feierliche Stille, nur unterbrochen von zwei klaffenden Raschenden, die aussehen, als wären sie in einem Mischwald groß geworden. Ihr Herrchen, ein dicker älthlicher Zigarrenraucher, wünscht mir einen guten Morgen, trotzdem ich ihn nicht kenne. Er möchte mich in ein Gespräch verwickeln, doch ich bleibe nicht stehen, denn ich habe den Eindruck, daß die beiden Haustiere zu allem fähig sind; ich möchte nicht, daß sie mein Holzbein mit einem Baum verwechseln. Plötzlich fällt mir ein, daß ich am Freitag vergessen habe, meine Eßmarken zu ziehen. Ich kontrolliere meine Geldbörse und stelle erleichtert fest, daß mein Mittagessen für die kommende Woche doch noch gesichert ist.

Nach dieser kleinen Verschnaufpause gehe ich weiter. Eine Ameisenkolonne kreuzt meinen Weg, und bald verlasse ich den kühlen Buchenwald und erreiche wieder einen Schienenstrang der Industriebahn, auf dessen Schwellen ich mich weiterbewege, indem ich versuche, mit dem Schotter nicht in Berührung zu kommen, weil das meinen Sonntagmorgen-Ausgeschuhen nicht gut tun würde. Ich steige den Bahndamm hinab und denke unwillkürlich an den Hohen Dachstein, wo ich im vergangenen Jahr in Urlaub weilte. Links begrüßt mich nun der weißgetünchte Niederheider Hof. Von der nahen Weide stieren mich Stiere an, als wenn sie fragen wollten: „Einsamer Wanderer, wo willst du hin?“ „Nach Hause“, möchte ich antworten, „Ochsenchwanzsuppe essen“.

Mein Gang führt mich weiter durch die alte Pappelallee, und ich erreiche die Bonner Straße, wo schnittige Mercedes-Päns-Wagen vorüberauschen, hinter deren Steuern gut genährte Leute krampfhaft Entspannung suchen. Mein Holzbein quietscht jetzt etwas, doch zum Schmieren in der nahen Eckwirtschaft reicht die Zeit nicht aus. Ich wende mich

wieder nach links und erreiche das freie Feld, auf dem grünes Getreide im Winde leise wogt. In früheren Zeiten floß hier mal ein reiner Rheinarm. Wo einst blaue Wellen dahinwellten, liegt jetzt ein Meer in Grün. Ja, so ändern sich auch in der Natur die Modifarben. Die alten Germanen schwärmten eben mehr für Blau, und wir sind dem Grünen mehr zugetan. Doch es gibt auch heute noch Menschen, denen es die urwüchsige Vorväterzeit angetan hat – nur die Bärenhäute sind rarer geworden.

Nach dem Gang durch die beglückende Weite der Felder erreiche ich den neuen Reisholzer Sportplatz, auf dem sich auch heute wieder zweieundzwanzig betrikote Männer um einen einzigen Ball zanken. Ich verweile ein kleines Weilchen und beobachte den Mittelstürmer der Gegenpartei, einen kleinen dicken Zweizentner-Mann, der gerade einem schmalbrüstigen, bei Stahl und Röhren beschäftigten Jüngling den Ball fornehmen will. Ich finde das unfair, zumal der Kraftprotz seine Sporthose unter der Gürtellinie trägt. Wofür hat der Schiedsrichter seine Pfeife – Diese „Pfeife!“ Über so etwas Parteiisches kann ich mich ärgern. Es ist immer wieder das Gleiche, ob auf dem Sportplatz oder vor dem Bildschirm, der „Unparteiische“ hat immer recht. Ich bin bedient und begeben mich auf die Behelfsstraße, deren Staub meine Füße pudert.

Nach einigen Minuten erreiche ich wieder die Stahl- und Röhrenwerker Schonung, und meine Lunge inhaliert Frische und Blütenduft. Ich schaue auf die Armbanduhr und stelle erschrocken fest, daß ich meine vorkalkulierte Zeit um 5 Minuten überschritten habe. Man mag eben noch so gut vorkalkulieren, stimmen tut es nie. Da lobe ich mir wieder einmal die Wahrsager und die, die daran glauben.

Der alte Tapetensack lehnt immer noch gelangweilt an seinem Baumstamm. Ich lasse ihn links stehen, schalte mein Holzbein in den zweiten Gang und sitze bald hungrig vor meiner Ochsenchwanzsuppe.

Der Specht im gegenüberliegenden Buchenwaldstück hämmert immer noch, doch ich bin müde wie das alte Sofa, das, von der Mittagssonne beschienen, faul in der Stahl- und Röhrenwerker „Grünen Lunge“ liegt.

JOSEF DEDERICHS

